

Ders., Deutsch–Deutsch. Ein satirisches Wörterbuch. 5. (2. erw.) Aufl. Berlin 1994.

Römer, Ruth, Die exotische DDR-Sprache und ihre westdeutschen Erforscher. In: Mu. 98/2, 1988, 154–160.

Schaeder, Burkhard, Deutsche Sprache in der BRD und in der DDR. Neuere Arbeiten und Ansichten über das sprachliche Ost-West-Problem. In: Mu. 91, 1981, 198–205.

Scharnhorst, Jürgen, Sprachgebrauch und Sprachentwicklung in beiden deutschen Staaten. Ein Überblick. In: Sprache in beiden deutschen Staaten. Hrsg. v. Jürgen Scharnhorst Berlin 1970, 9–45.

Schlosser, Horst Dieter, Die Deutsche Sprache in der DDR zwischen Stalinismus und Demokratie. Historische, politische und kommunikative Bedingungen. Köln 1990.

Schmidt, Günter D., [Annotation über] Friedrich Koepp, „Sowjetdeutsch“. In: Manfred W. Hellmann, Bibliografie. Düsseldorf 1976, 186–187.

Schmitt, Dieter, Doktrin und Sprache in der ehemaligen DDR bis 1989. Frankfurt/M./Berlin 1993.

Schnerrer, Rosemarie, Zur Geschichte der Sprachkultur in der ehemaligen DDR. In: Förderung der sprachlichen Kultur in der Bundesrepublik Deutschland. Positionsbestimmung und Bestandsaufnahme. Hrsg. v. Hans Bickes/Annette Trabold. Stuttgart 1994, 12–62.

Schroeter, Sabina, Die Sprache der DDR im Spiegel ihrer Literatur. Studien zum DDR-typischen Wortschatz. Berlin/New York 1994.

Siegel, Elke Annalene, Duden Ost – Duden West. Zur Sprache in Deutschland seit 1945. Ein Vergleich der Leipziger und Mannheimer Dudenauflagen seit 1947. Düsseldorf 1989.

Sparmann, Herbert, Neues im deutschen Wortschatz unserer Gegenwart. In: Sprachpflege. Zeitschrift für gutes Deutsch 28/5, 1979, 103–105.

Sprachpflege (ab 1990: Sprachpflege und Sprachkultur). Zeitschrift für gutes Deutsch. 40 Jahrgänge. Leipzig 1952–1991.

Techtmeier, Bärbel/Wolfgang Ullrich Wurzel, Sprachkultur in der DDR – Probleme, Positionen, Perspektiven. In: ZPSK 42, 1989, 422–434.

Trésor: Trésor de la Langue Française. Dictionnaire de la langue du XIX^e et du XX^e siècle (1789–1960), publié sous la direction de Paul Imbs. 16 Bde. Paris 1971–94.

Tschirch, Fritz, Geschichte der deutschen Sprache. II. Entwicklung und Wandlungen der deutschen Sprachgestalt vom Hochmittelalter bis zur Gegenwart. Berlin 1969.

WDG: Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Hrsg. v. Ruth Klappenbach/Wolfgang Steinitz. 6 Bde. Berlin 1964–1977.

Weisgerber, Leo, Die deutsche Sprache im Kalten Krieg. Sprachliche Entfremdung zwischen Ost und West? In: Deutsche Rundschau 89/6, 1963, 42–49.

Welke, Klaus, Deutsche Sprache BRD/DDR – Reflexion in der Linguistik der DDR. In: Die deutsche Sprache nach der Wende. Hrsg. v. Klaus Welke/Wolfgang W. Sauer/Helmut Glück. Hildesheim/Zürich/New York 1992, 1–14. (GL 110–111).

Wenderott, Claus, Die westliche Forschung über die Entwicklung der deutschen Sprache nach 1945. Analyse der zentralen Argumente. Berlin 1972. (Magisterarbeit FU, s. Hellmann 1976, 465).

Wilss, Wolfram, Der Einfluß der englischen Sprache auf die deutsche seit 1945. In: Beiträge zur Linguistik und Informationsverarbeitung 1966, H. 8, 30–48.

Worthmann [ohne Vorname], Droht die Spaltung der deutschen Sprache? Parteichinesisch und rotes Deutsch. In: Bonner Rundschau 10. 1. 1965. (s. Hellmann 1976, 393).

Yeandle, David, Frieden im 'Neuen Deutschland'. Das Vokabular des 'Friedenskampfes'. Eine linguistische Analyse und Dokumentation des Friedensvokabulars in der offiziellen Sprache der DDR vornehmlich der ausgehenden 80er Jahre. Heidelberg 1991.

Zeiler, Horst, Funktionsjargon – Waffe der Politik. In: Tagesspiegel 29. 7. 1955, 3.

Zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR. Methoden und Probleme seiner Erforschung. Aus den Referaten einer Tagung. Hrsg. v. Manfred W. Hellmann. Düsseldorf 1973. (Spr. d. Geg. 18).

Hartmut Schmidt, Mannheim/Berlin

143. Die Rolle der Dialekte seit der Mitte des 20. Jahrhunderts

1. Einleitung
2. Die Situation nach dem Zweiten Weltkrieg
3. Die „pragmatische Wende“
4. Linguistische Entwicklungen
5. Der heutige Stand
6. Zusammenfassung und Ausblick
7. Literatur (in Auswahl)

1. Einleitung

Die traditionelle Dialektforschung hat lange Zeit nicht nach der „Rolle“ der Dialekte gefragt, schon gar nicht nach derjenigen in der Gegenwart. Vielmehr erforschte man den

„alten“ Dialekt, wie er in ländlichen Gebieten noch von der älteren Generation gesprochen wurde. Obwohl Dialektforscher immer wieder auf soziale Aspekte des Dialektsprechens, auf Unterschiede von Stadt- und Landmundarten oder auf die Staffelung von Hochsprache, Umgangssprache und Mundarten oder Umgangssprache und „Halbmundarten“ hingewiesen haben, waren die sozialen oder pragmatischen Seiten des oder der Dialekte nicht ihr eigentliches Thema. Um von der „Rolle“ der Dialekte sprechen zu können, bedurfte es eines pragmatischen und soziologischen Bewusstseins von der differenzierten vertikalen Gliederung einer Gesellschaft und von der Variabilität der Handlungszusammenhänge, in denen Sprache und ihre Varianten eine maßgebliche Rolle spielen. Die Frage nach der „Rolle“ der Dialekte ist daher eine moderne Fragestellung und zielt nicht zufällig auf die Zeit nach der Jahrhundertmitte. Es handelt sich dabei nicht nur um eine veränderte Sehweise und einen Wandel des Erkenntnisinteresses auf Seiten der Sprach- und Dialektforschung. In der zweiten Jahrhunderthälfte hat sich auch am Gegenstand „Dialekt“ eine markante Veränderung vollzogen, die weit über die bekannten Befürchtungen der Dialektologen hinausgeht, was den Untergang der Dialekte betrifft.

Als Mitte des Jahrhunderts kann man historisch das Ende des Zweiten Weltkrieges ansehen. Auch wenn neuerdings im kultur- und gesellschaftsgeschichtlichen Sinne die „Mitte“ erst in die späten sechziger Jahre gelegt wird und auch die linguistische Forschungsgeschichte dort ihre „pragmatische Wende“ hatte, so kann die Entwicklung der „Rolle“ der dt. Dialekte aus historischen Gründen sehr wohl mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der demographischen Neugliederung Mitteleuropas beginnen.

2. Die Situation nach dem Zweiten Weltkrieg

Das Ende des Zweiten Weltkrieges brachte auf der europ. Sprachenkarte für das Dt. eine markante Verschiebung. Man schätzt die Zahl der aus den Ostgebieten geflohenen und vertriebenen Deutschen auf über 10 Millionen. Es waren dies Schlesier, Pommern, Ostpreußen, Deutschbalten, Sudetendeutsche und andere mehr. Auch die zahlreichen dt. Sprachinseln in Osteuropa, in der Sowjetunion, in Rumänien, Ungarn, Jugoslawien hörten mit wenigen Ausnahmen wie z. B. im rumänischen Siebenbürgen auf, offiziell zu

bestehen. Die dt. Sprache, ob als Dialekt oder Standard, war dort keine geduldete Varietät mehr. Dies galt sogar für einige Jahre auch im deutschsprachigen Elsass, wo der alem. Dialekt neben der frz. Hochsprache lange Zeit in der außerhäuslichen Öffentlichkeit nicht mehr gehört wurde. Ähnliches war eine Zeitlang der Fall in Südtirol. Mit dem Autonomiestatus erhielt das Dt. dort in den sechziger Jahren wieder die Stellung einer Amtssprache, und der tir. Dialekt war als Umgangssprache wieder gefestigt (Egger 1977). Dass auch die im fremdsprachigen Land verbliebenen und integrierten Deutschstämmigen noch nach fünfzig Jahren rudimentäre Dialektreste bewahrt haben, zeigen die Aussiedler aus Russland, ehemalige Wolgadeutsche, die während des Krieges nach Kasachstan und Sibirien umgesiedelt worden waren und nach 1990 in größeren Gruppen in die Bundesrepublik zurückkehren konnten. Das verbliebene deutschsprachige „Substrat“, das bei der älteren Generation noch vorhanden ist, zeigt deutlich dialektale Züge (Beren/Jedig 1991).

Flucht und Vertreibung bedeuteten das Ende der betreffenden schlesischen, ostpreussischen, sudetendeutschen und anderen Dialekte an ihrem angestammten Ort. An ihren neuen Siedlungsorten konnten sie keine geschlossenen Areale mehr bilden. Dafür waren sie viel zu zerstreut. In der zweiten und dann dritten Generation sind die meisten dieser Ostdialekte denn auch verschwunden. Die Karte der dt. Dialekte hatte sich nach 1945 erheblich verkleinert und beschränkte sich auf die Bundesrepublik Deutschland, die Deutsche Demokratische Republik (DDR), auf Österreich und die Schweiz. In den beiden zuletzt genannten Ländern hat das Kriegsende zunächst keine merklichen Veränderungen in Bezug auf Dialektverbreitung und -verwendung gezeitigt. Das Schweizerdt. war in den dreißiger Jahren als Akt der „geistigen Landesverteidigung“ propagiert worden und wurde nach dem Krieg mehr und mehr zum Symbol der Deutschschweizer oder der Schweizer Nationalität überhaupt. Das Schriftdeutsche wurde zunehmend mit dem „Binnenland“ Deutschland in Verbindung gebracht. Es konnte sogar als Feind der echten und reinen Dialekte bezeichnet werden. Im Geleitwort, welches der Zürcher Professor Eugen Dieth für die Zürichdeutsche Grammatik von Albert Weber im Jahre 1946 schrieb, ist zu lesen: „Diese Grammatik soll ja eine Wehr und Waffe sein gegen den offe-

nen Feind, die Schriftsprache“ (Weber 1948, S. 6).

Im „Binnendeutschen“ galt seitdem das Interesse der Dialektforschung einerseits der Fortsetzung der großen Atlaswerke (Deutscher Sprachatlas und Deutscher Wortatlas), die durch regionale Atlanten ergänzt wurden (Schlesischer Atlas, Luxemburgischer Atlas, Elsässischer Atlas, Tirolischer Sprachatlas; Südwestdeutscher Sprachatlas, Bayerischer Sprachatlas u. a.; vgl. Löffler 1990, 33) unter der bekannten Annahme, dass zum letzten Male die Gelegenheit bestehe, dt. Dialekte flächendeckend aufzunehmen und zu kartieren. Aus dem gleichen Interesse hat man in den sechziger Jahren im Rahmen des „Deutschen Spracharchivs“ von Eberhard Zwirner die Erhebung der ehemaligen Ostdialekte vorangetrieben (Löffler 1990, 21). So sind praktisch alle vor der Mitte des Jahrhunderts existierenden Dialekte als Tondokumente mit oder ohne Transkription oder in Form von Atlaskarten konserviert. Die mehreren tausend Tonaufnahmen des „Deutschen Spracharchivs“ werden seit 1995 im „Institut für deutsche Sprache“ in Mannheim digitalisiert und auf CD überspielt und damit vor einem materialbedingten Zerfall gerettet.

3. Die „pragmatische Wende“

Das allgemeine Interesse insbesondere auch der Schulen war in der Nachkriegszeit auf anderes als auf die Dialekte gerichtet. Stichprobenerhebungen der fünfziger Jahre hatten für Niedersachsen ergeben, dass bei der Jugend das Plattdeutsche praktisch ausgestorben war (vgl. Steiner 1957). Auch in der DDR wurden die Dialekte offiziell nicht beachtet und gar für inexistent erklärt. Öffentliche Sprache und Bildungssprache war unbestritten das Hd. Die Dialekte hatten sich auch in weiten Teilen des Südens in die Häuser zurückgezogen oder begaben sich gar auf den Weg ins Museum. „Das Elsässische – museumsreif?“ lautete der Titel einer Publikation (Ladin 1982). Die beschriebene demographische und sprachliche Vermischung führte zu neuen Umgangssprachen. Eine regionale Koiné als Kompromissprache bot den Neubürgern die Möglichkeit der sprachlichen Annäherung und bedeutete für die Einheimischen eine Ausweitung ihres bis dahin dialektbedingten und damit engen Kommunikationsradius. In der Nordhälfte Deutschlands war dies eine standardnähere Umgangssprache. Die alten

Dialekte und das Platt kamen praktisch zum Verschwinden. Im Süden waren es großregionale Ausgleichsdialekte, die nun als Umgangssprache dienten. Der Ortsdialekt sank zu einer persönlich-familiären und lokalen Variante herab. Das ehemals schmale Sprachkontinuum, das mit den Polen Basisdialekt und Schriftsprache eher einer Diglossie-Situation ähnlich war, hatte sich um die Varietät einer großräumigeren Ausgleichssprache erweitert.

Die Entwicklung vollzog sich zunächst ohne wissenschaftliche Beobachtung und ohne besonderes öffentliches Interesse. Dies änderte sich mit einem Schlage, als gegen Ende der sechziger Jahre eine Art Kulturrevolution einsetzte, zunächst als Bildungsreform, dann als Reform der öffentlichen und politischen Kultur. Bildungskanons und Universitätsverfassungen wurden revidiert, breitere Bevölkerungsschichten sollten an die Möglichkeiten der höheren Bildung herangeführt werden. Mit den Schlagwörtern der Chancengleichheit und der Sprachbarriere als Hindernis auf dem Weg dahin, traten die Dialekte als Sprache des (bildungsfernen) Volkes neu in den Blickpunkt. Dialekte wurden aber auch wiederentdeckt als Medium der Basisdemokratie, der Bürgerinitiativen, des Protests gegen Atomkraftwerke und Umweltschädigung. Sänger und Liedermacher traten auf und sangen im jeweiligen Dialekt, der für viele Sprachrohr und Hemmnis zugleich war. Mit dem Paradigmenwechsel im Bildungs- und Wissenschaftsbereich traten neue Disziplinen und neue Erkenntnisinteressen hervor, die man rückblickend als „pragmatische Wende“ bezeichnet. Nicht mehr der Sprachkörper und seine Geschichte interessierte, sondern die damit agierenden oder davon betroffenen Menschen. Sprache wurde als Handlungsinstrument angesehen, und Dialekte hatten von da an nicht nur eine soziale oder soziolektale, sondern auch eine funktionale und pragmatische Komponente. Sprecherdialektologie wurde das entsprechende linguistische Interesse genannt. Als *sprachliches Barfußgehen* wurde von Journalisten das Dialektsprechen bezeichnet. Damit war dieses als Variante auch für intellektuelle Zeitgenossen wieder gestattet, wie man auch sonst zu informelleren Lebensformen eine neue Beziehung fand (Bausinger 1977). Dabei wurde das in der Nachkriegszeit sich verstärkende Nord-Süd-Gefälle erneut deutlich. Im Norden waren die dialektalen Hausschuhe doch schon sehr weit in die Ecke gestellt, und

die Wiederentdeckung des Platt hatte sehr museale und nostalgische Züge, zumal sie weitgehend von Intellektuellen getragen wurde. Bezeichnend hierfür war die Tatsache, dass Radio Bremen als einer der ersten Sender Regionálnachrichten auf Plattdeutsch sendete (Stellmacher 1981, 49–64). Im Süden gilt bis heute die funktionale Differenzierung der Sprachvarietäten Standard und Dialekt, die dem Dialekt nicht den Status einer öffentlichen Nachrichtensprache zugesteht. Selbst in der Schweiz werden im Radio der Deutschen und Rätoromanischen Schweiz (DRS), dem ehemaligen „Landessender“, die Nachrichten noch auf Schweizer-Hochdeutsch gelesen. Bei den Lokal- und Regionalradios hingegen und noch mehr bei den lokalen Fernsehstationen gilt das örtliche Idiom (Berndeutsch, Baseldeutsch, Zürichdeutsch) als Marken- und Erkennungszeichen. Ob letzteres eine Veränderung im Funktionsbereich Standard-Dialekt darstellt oder nur eine Folge des Aufkommens neuer Lokal-Medien ist, bleibt dabei offen.

Mit der pragmatischen Wende ist sowohl eine Veränderung des Blickpunktes und des Interesses der Wissenschaft als auch eine Veränderung am Objekt und seiner Funktionalität eingetreten. Es könnte somit zwischen dem wissenschaftlich-anwendungsorientierten Interesse und der Dialektwelle eine gewisse Wechselwirkung bestanden haben. Die Dialektwelle der siebziger Jahre, welche vor allem von Intellektuellenkreisen getragen und die schon erwähnten Töne und Lieder, ja sogar neue regionale Zeitschriften (z. B. „Almende“ im Südwesten) hervorbrachte, führte nicht unmittelbar zu einem vermehrten Gebrauch der Dialekte im Alltag. Es entstand jedoch ein Umfeld und ein öffentliches Bewusstsein, das eine größere Toleranz und Wertschätzung dialektalen Sprechens selbst bis in die Medien hinein zur Folge hatte (Straßner 1983; Nowottnick 1989).

Die Wahrnehmung der Dialekte als Sprachbarriere führte als praktische Konsequenz zu den „Sprachheften für den Deutschunterricht: Dialekt/Hochsprache – kontrastiv“ (Besch/Löffler/Reich 1974ff.). Auch wenn diese Hefte, die in den siebziger Jahren für alle westdeutschen Großdialekte erarbeitet wurden, nicht unmittelbar als Unterrichtsgrundlage dienten, so hatten sie doch in der Lehrerbildung ihren Stellenwert. Die Folge davon war nicht nur eine größere Aufmerksamkeit, sondern auch eine größere Toleranz gegenüber dem Phänomen Dialekt.

Dialekt ist seitdem als Umgangssprache zumindest in der Südhälfte auch in der gehobeneren Öffentlichkeit, ja selbst an Hochschulen als Variante wieder hörbar oder zumindest geduldet (Löffler 1990a). Im Norden beschränkt sich die Toleranz auf die Entstigmatisierung einiger signifikanter Platt-Merkmale (*dat* und *wat*) und einer Veränderung in der allgemeinen Einstellung. Das aufmerksame Interesse der Medien am Thema „Dialekt“ hatte indessen nach Meinung von Fachleuten (Bausinger 1977) keine vergleichbare innovative Wirkung. Auch der jetzt feststellbare vermehrte Gebrauch regionaler Sprachformen in den Medien – besonders im Süden – ist nicht Anlass für eine neue Dialektwelle, sondern Zeichen einer vermehrten Vermittlung von früher überhörten Tönen und sorgt für eine erhöhte Wahrnehmbarkeit der bereits vorher existenten Sprachwirklichkeit.

Die pragmatische Wende führte so zu einem Stopp und teilweise zu einer Kehrtwendung im Abbauprozess der Dialekte, wie er nach der Jahrhundertmitte zunächst zu beobachten war. Insgesamt ist auch nach der pragmatischen Wende für die Beschreibung des neuen Dialektgebrauchs die alte geographische Drei-, wenn nicht gar Vierteilung in Nordhälfte, die Mitte und den Süden (mit Österreich, jedoch ohne den Sonderfall Schweiz) gültig.

Auf der Jahrestagung 1996 des Instituts für deutsche Sprache (IdS) in Mannheim lautete der Titel einer Podiumsdiskussion „Dialektverfall oder Mundartrenaissance?“. Auch dort wurde die eben beschriebene Drei- oder Vierteilung deutlich. Während im Norden (Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen, Bremen und Hamburg; Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt, Berlin-Brandenburg) das Platt heute aus dem öffentlichen Sprachgebrauch verschwunden ist, also „Dialektverfall“ stattgefunden hat, gelten im Süden die Dialekte nach wie vor, ohne dass von einer Renaissance gesprochen werden muss (Bausinger 1997; Goossens 1997; Herrmann-Winter 1997; Löffler 1997; Mattheier 1997; Reiffenstein 1997).

4. Linguistische Entwicklungen

Der pramalinguistische Status der Dialekte und die mutmaßlichen Wandlungen in der Domänenverteilung und der Einschätzung während der letzten 50 Jahre lässt sich einigermaßen klar nachzeichnen. Etwas schwieri-

ger ist die Frage nach dem objektiven linguistischen Zustand, der grammatikalisierbaren Ausdrucksseite der Dialekte und deren Veränderung in den vergangenen Jahren. Beim Plattdeutschen und bei nordmitteldeutschen Dialekten (Berlin) ist der Reduktionsprozess so weit fortgeschritten, dass nur noch Reste ehemaliger Dialektsysteme in Form bestimmter Intonationen oder Einzellaut-Realisierungen (*dat/wat*; *berchl/tach*) oder einem knappen Dutzend Spezialwörter (z. B. in Berlin: *Eumel*, *Stulle*, *Schrüppe* etc.) vorhanden sind. Dass diese Umgangssprachen auch als Dialekt bezeichnet werden, soll hier außer Acht gelassen werden. Diese nur noch partiellen Unterschiede zur Hochsprache können durchaus von systematischer Natur sein. Dies führt zu sogenannten Interferenzen, die sich beim Schreiben und Formulieren als Störung und Fehlerquelle (Löffler 1982) erweisen. Auf der anderen Seite sind inzwischen aus der „Hochsprache“ oder dem Standard durch spannungsloses Schnellsprechen (Allegro-Regeln) neue Substandards oder Subsysteme entstanden, die man als abgeleitete oder neue Dialekte bezeichnen könnte.

Die traditionellen grammatisch-linguistischen Dialektbeschreibungen bezogen sich bewusst auf vollständige Dialektsysteme, die sogenannten Basisdialekte. Veränderungen wurden sprachhistorisch in größeren Zeiträumen beobachtet. Dasselbe gilt auch für die linguistischen Beschreibungen städtischer oder regionaler Umgangssprachen. Auch diese registrierten mehr oder weniger dialektal bedingte Abweichungen vom Standard. Einige Untersuchungen befassten sich indes sehr wohl mit linguistischen Veränderungen in der Gegenwart, verglichen z. B. mit den Sprachdaten des Deutschen Sprachatlasses, die inzwischen über hundert Jahre alt sind. (Nail 1972; Koß 1972).

Auch der „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen“, dessen Daten gut 50 Jahre jünger sind als die des Deutschen Wortatlasses, kann als Quelle für lexikalische Veränderungen in den Gegenwarts-Dialekten herangezogen werden (Eichhoff 1977/93). Für viele Orte im Süden verzeichnet er den Dialektausdruck, da Dialekt und Umgangssprache dort zusammenfallen. Dies führte zur Annahme, dass die Dialekte verschwänden und den Umgangssprachen Platz machten. Dabei kann es sich durchaus um innerdialektale Veränderungen, Ausgleichsprozesse und Anpassungen handeln, die den Dialekt nur in ein anderes, modernes Stadium überführen.

Ohne hier die Einzelheiten aufzählen zu können, seien ein paar Tendenzen der linguistischen Entwicklung der Dialekte genannt.

Es gibt einige wenige phonologische vergleichende Beobachtungen und Beschreibungen von Basisdialekten, welche nach 50 oder mehr Jahren die Atlasdaten eines Ortes oder einer Gegend mit neueren Kontrolluntersuchungen konfrontieren (Hathaway 1973; Koß 1972). Neuerdings konnten einige Sprecher, die vor über 40 Jahren für die Spracharchiv-Aufnahmen von E. Zwirner gesprochen haben, von Forschern des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim nach demselben Muster noch einmal aufgenommen werden. Die Untersuchung der hör- und messbaren Unterschiede beim selben Sprecher nach fast einer Lebenszeit sind noch im Gange. Es lassen sich vermutlich auch bei Individuen dieselben phonetischen Prozesse nachweisen, die großräumig in der jeweiligen Gegend zu beobachten sind, wie z. B. Sonorisierung, Kürzung und Längung von Vokalen. Es muß jedoch methodisch erst noch sichergestellt werden, wie man allgemeine Entwicklungen von idiolektal-sprachbiographischen sicher unterscheidet.

Die phonetisch-phonologischen Ausgleichs-Entwicklungen tendieren meistens zu derjenigen Regel, die am häufigsten vorkommt. Sonderfälle werden also eliminiert. Die höhere Frequenz einer phonetisch-phonologischen Regel fällt oft mit dem Geltungsbereich in einem städtischen Einzugsgebiet zusammen. So ist in der Agglomeration Basel eine Ausbreitung des „unschweizerisch“-baselstädtischen *Kind/Kopf* anstelle des gesamtschweizerischen *Chind/Chopf* als baselstädtischer Marker zu beobachten. Umgekehrt können Städte auch typische Merkmale zugunsten einer weitgeltenden Regel aufgeben: So sind die für den Basler Stadtdialekt als typisch geltenden entrundeten Formen *scheen*, *fimf*, *baim* (schön, fünf, Bäume) heute am Abklingen. Nur *-ie-* statt *-üe-* (*kiel*, *grien*, *riebli* statt *küel*, *grüen*, *Rüebli*) ist noch allgemein verbreitet. Wenn die weitgeltende Regel näher bei der Standardsprache liegt, hat sie die größeren Chancen. So ist auch ein neuer baselstädtischer zweigliedriger Plural bei Verben: *mir mache*, *ir machet*, *si mache* näher am Dreierplural des Standards als der „alte“ Einheitsplural *mir mache*, *ir mache*, *si mache*. In manchen Fällen kann auch die standardfernere Regel eintreten, wenn diese die weitere Verbreitung hat oder prestige-trächtiger ist. Eine allgemeine Regel für die

Richtung dialektaler Laut- und Formenwandel gibt es nicht. Durch die zunehmende Vereinheitlichung vieler Gegenstände des täglichen Lebens und durch den größeren Mobilitätsradius bereits schon jüngerer Schüler (Mittelpunktschulen) reduziert sich die ehemalige lokale Vielfalt von Ausdrücken, und es erweitert sich der Geltungsbereich der wenigen verbliebenen (Nail 1972). Man übersieht dabei leicht, dass in einer gegenläufigen Bewegung auch neue lokale Formen entstehen, die man gerne der kurzlebigen Jugendsprache oder dem Jargon zuschreibt. Von dort füllt sich das lexikalische Reservoir der Dialekte wieder auf, falls die kommunikative Notwendigkeit hierzu besteht. Entwicklung bedeutet also nicht nur Verlust dialekttypischer Merkmale und Wörter. Lebende Dialekte können auch neue Wörter kreieren und integrieren (schwäb.: *Zaiber-schbees* oder *Wenterroifa* für *Cyberspace* und *Winterreifen*; Bausinger 1997). Das Ergebnis ist in jedem Fall wieder Dialekt, der nach einigen Jahren wieder nur von den Alten gesprochen wird. Die Beobachtung und Beschreibung solcher Prozesse ist jedoch erst im Nachhinein möglich.

Eine vergleichende Untersuchung von Dialekten, die durch Landesgrenzen getrennt sind, z. B. im Nordwesten auf beiden Seiten der dt.-nl. Grenze (Goossens 1997) oder im Südwesten beidseits der dt.-schweizerischen und schweizerisch-els. Grenze (Löffler 1987) haben gezeigt, dass das Vorhandensein von urtümlichen Wörtern nicht unbedingt für die Vitalität eines Dialekts spricht. Die neueren Wörter und insbesondere die lexikalische Vielfalt kennzeichnen jeweils den lebendigeren Dialekt. Im Norden ist dieser auf der nl. und an der Südgrenze auf der schweiz. Seite.

Die derzeit im Entstehen begriffenen Dialektatlanten nach traditionellem Muster dokumentieren noch die alten Laut-, Formen- und Wortgrenzen. An fast allen Orten gibt es auch Varianten, welche eine scharfe Grenzziehung und Festlegung von Isoglossen eigentlich unmöglich machen. Es sind Belege für Großraumdialekte oder Substandard- bzw. Umgangssprachen mit undeutlichen Abgrenzungen. Die sprachliche Vielfalt am einzelnen Ort geht nicht nur auf das schärfere Dialektologen-Auge zurück, die Vielfalt und Bandbreite ist auch beim einzelnen Sprecher größer geworden. Die drei Sprachebenen Basisdialekt, Umgangssprache, Standard (oder was man dafür hält) haben sich zu einem individuellen Sprach-Kontinuum mit

fließenden Übergängen entwickelt. Dies gilt für die Südhälfte des dt. Sprachgebietes. Alle linguistischen Entwicklungen finden letztlich auf einer dieser Ebenen des Kontinuums statt. So lässt sich der sprachliche „Stand“ der Dialekte nur am einzelnen Ort oder allenfalls in einem umgrenzten Gebiet auf einer dreidimensionalen Skala mit kontinuierlichen Übergängen angeben. Vergleichende Untersuchungen dieser Mehrdimensionalität sind sehr schwierig, weil der Zustand des „Vorher“ in dieser Form nicht bekannt ist.

5. Der heutige Stand

Nach der Verschiebung der Toleranzschwelle ist es jedoch erstaunlich zu sehen, wieviele „Reste“ der ehemaligen Dialekte auch im Norden noch als Zeichen der Informalität, der lokalen Loyalität und Gruppenzugehörigkeit vorhanden sind (Stellmacher 1995). Auch am Beispiel Berlins, West und Ost, (Schlobinski 1987; Schönfeld 1990) konnte das in den achtziger Jahren gezeigt werden. Der Rückgang des Platt ist jedoch so stark, dass man es museal schützen muss. Es gibt Tagungen und Festgottesdienste auf Platt und andere folkloristische Anlässe (Speckmann 1991). Nicht zufällig wurden vor allem im Norden immer wieder demoskopische Umfragen nach dem Vorhandensein von aktiven und passiven Plattkenntnissen durchgeführt (zuletzt Stellmacher 1995 mit ausführlichem Rückblick). Auch hier ist auf dem Niveau des fast Verschwindens eine Stagnation oder gar eine Wiederzunahme passiver Dialekt-Kenntnisse zu verzeichnen, verbunden mit einer zunehmend positiven Einstellung gegenüber der Sprache der Großeltern.

In der Mitte, vom Rheinland über Nordhessen, Thüringen nach Sachsen sind die alten Dialekte als Basissprachen der eher einfachen und ländlichen Bevölkerung noch vorhanden, auch die Umgangssprache ist stark regional gefärbt. In der Öffentlichkeit sowie in Schule und Universität ist der Gebrauch einer hochsprachennahen Umgangssprache die Regel. In Schulen mit gleichzeitig ländlichem und städtischem Einzugsgebiet kann die Sprachlichkeit in einzelnen Klassen zwischen standardnah und Dialekt gleichmäßig verteilt sein (Friebertshäuser 1987; Haselberg 1975; Herrmann-Winter 1990, 1997).

Im Süden, in der Pfalz, in Südhessen, Baden-Württemberg, Bayern und Österreich sind die lokalen Dialekte als Sprache der Öff-



Abb. 143.1: Geographische Verteilung der Dialektkenntnis
(aus: H. Löffler, Germanistische Soziolinguistik, 2. Aufl. Berlin 1994, S. 144)

fentlichkeit noch weitgehend intakt. Dabei ist Standard vor allem in den Städten eine allseits zugelassene Varietät im Gegensatz zur Schweiz (Löffler 1990a, 1997; Reiffenstein 1997; Wiesinger 1990). Es gibt auch noch die typischen Stadtdialekte von Frankfurt, Mannheim, Stuttgart, München, und die

überregionalen, stark dialektgefärbten Umgangssprachen (die von Außenstehenden fälschlicherweise für Dialekt gehalten werden). Die Beherrschung von drei Varietäten (standardnah oder hochsprachlich – dialektal gefärbte Umgangssprache – lokaler Dialekt) mit stufenlosen Übergängen ist die typi-

sche Sprecher-„Kompetenz“ im Süden (Bausinger 1997). Dabei sind die Funktionsbereiche der drei Sektoren auf der Sprachskala stilistisch-vertikal und kommunikativ-areal gesteuert; stilistisch: je gehobener, desto standardnäher und je informeller, desto dialektaler; kommunikativ-areal: je nahestehender (familiärer) das Gegenüber, desto dialektaler und je weiter entfernt stehend oder von weiter her kommend, desto standardnäher. Die Grenzen sind dabei fließend sowohl auf der Sprachskala als auch auf der Ebene der auslösenden Faktoren.

In der Schweiz gibt es kein solches Kontinuum, sondern eine abrupte Zweiteilung (Diglossie): Für einige wenige formelle Anlässe sowie für alles Geschriebene gilt Standard mit markant schweizerischen (Standard-)Abweichungen, den sogenannten Helvetismen. Darunter versteht man Laute, Schreibungen und Wörter oder Ausdrücke, die nur in der Schweiz als hochsprachlich gelten. Für alle anderen Gelegenheiten, insbesondere für jede mündliche Kommunikation wird der lokale oder regionale Dialekt (das sogenannte Schweizerdeutsche) verwendet (Löffler 1995; Schläpfer 1990, 1991). Bei dieser Dialekt-Standard-Verteilung spielt die stilistisch-vertikale Ebene kaum eine Rolle, sondern nur mehr die geographisch-areale: nur Fremde (Fremdsprachige oder Bundesdeutsche) lösen einen Wechsel vom Dialekt zur Hochsprache aus. Neuere Beobachtungen zeigen indessen, dass auch fremde Einheimische sehr wohl eine kaum wahrnehmbare Verschiebung auf der dialektalen Skala bewirken, weg vom lokalen Idiom und hin zu einer großräumigeren regionalen Kompromissform (Baseldeutsch, Berndeutsch, Zürichdeutsch). Was sich im „Binnendeutschen“ auf der Skala zwischen Dialekt, dialektaler Umgangssprache und standardnaher Umgangssprache abspielt, wird in der Schweiz innerhalb des „Kontinuums“ des Dialekts erledigt. Nachzutragen ist, dass die 40jährige Ost-West-Teilung durch Stacheldraht und Mauer am generellen Nord-Süd-Unterschied in der Domänenverteilung von Standard und Dialekt nichts geändert hat. Ob Dialekte oder dialektale Umgangssprachen existieren und in Gebrauch sind, hängt nicht von der politisch verordneten Relevanz oder vom aktuellen Interesse der beschreibenden Linguistik ab. Allenfalls die Einschätzung und Einstellung gegenüber den regionalen Sprachvarietäten könnten über die öffentliche Meinung einen Einfluss ausüben. Nach der Wende jedenfalls

sind die Verhältnisse im Norden bzw. in der Mitte/West von denen im Norden bzw. der Mitte/Ost nicht unterschieden (Schuppenhauer 1987; Herrmann-Winter 1990; 1997). Was in Bezug auf Domänen und Funktionen älterer Zustand und was Entwicklung nach 1945 ist, lässt sich schwer angeben, da für die Zeit vor 1960 diese Frage in der Forschung nicht relevant war und deswegen kaum Beobachtungen vorliegen. Danach haben die Medien als Übermittler der alltäglichen Sprachlichkeit auch die Dialekte vermehrt hörbar werden lassen. Man kann also auch nicht unterscheiden, was Entwicklung und was Vermittlung oder erhöhte Wahrnehmbarkeit ist.

Vom Ende des Jahrhunderts aus betrachtet, ist eine Nivellierung der Dialekte von der typischen Ortsmundart hin zu großräumigeren Regiolekten festzustellen. Bei einer angenommenen Entwicklung ist bestimmt kein Rückgang eingetreten. Dabei ist die geringste Dialektalität in den mittleren Städten des Nordens, nicht in den Großstädten anzutreffen (Schuppenhauer 1980; Mihm 1984) und die größte Dialektalität findet sich im Süden auf dem Land. Dazwischen sind alle Formen und Grade nach Gegend, Ort, Situation, Thema, Geschlecht, Bildungsstand anzutreffen. Vermehrter Dialektgebrauch oder Zunahme der positiven Einschätzung kann seine Ursache in der Zunahme der informellen Situationen (Schuppenhauer/Werlen 1983, Teil 2) und in einer veränderten Einschätzung der Öffentlichkeitsgrade haben. Parallel dazu sind auch die Veränderungen im Umgang (Duzen) oder in der Kleidung (Freizeitkleidung auch im Büro) zu sehen.

Aus dieser Neuorientierung der situativen Ränge ergab sich eine generelle Neubewertung dialektalen Sprechens. Bis in die sechziger Jahre galt der Höherwert oder das Prestige der Hochsprache, wenn auch abgestuft, wohl überall. Wer hd. sprach, erschien auch im Süden gebildeter, als wer nur Dialekt konnte. Im Norden war (und ist wohl immer noch) Hochdeutschsprechen schon für eine mittlere Berufsausbildung obligatorisch. Wenige regionale Merkmale, die man im Süden allenfalls zu einer hochsprachennahen Umgangssprache rechnen würde, gelten im Ruhrgebiet schon als typisch für Raumpflegerinnen und Fabrikarbeiterinnen. Dass die akademischen Probanden dieselben Merkmale in ihrer informellen Sprechweise benutzen, ist dabei erklärungsbedürftig (Mihm 1987). Der Umschlag zur positiveren Bewertung oder Entstigmatisierung regionaler Zun-

genschläge erfolgte im Norden (Stellmacher 1990; Herrmann-Winter 1990, 1997) ebenso wie im Süden – jeweils bezogen auf den unteren Wert der Kontinuum-Skala, der im Süden eher noch Basisdialekt, im Norden eine der regionalen Umgangssprachen ist (Hundt 1992). Die Veränderung in der allgemeinen Bewertung und Einstellung dialektalen Sprechens, was immer das im einzelnen sein mochte, verbunden mit einer Zunahme der öffentlichen Aufmerksamkeit und der wissenschaftlichen (sprecher-dialektologischen) Beobachtung gerade auch der subjektiven Seiten, gehört wohl zu den auffälligsten Veränderungen, die sich in der 2. Hälfte des Jahrhunderts vollzogen haben.

6. Zusammenfassung und Ausblick

Hauptkennzeichen der dt. Sprachwirklichkeit am Ende des 20. Jhs. ist wohl, dass es die beiden sprachlichen Extreme oder Pole: lautreine Hochsprache im Sinne von Bühnendeutsch auf der einen und bäuerliche Grundmundart als Lokallidiom auf der anderen Seite mit ebenfalls extremen sozialen Zuordnungen und Bewertungen nicht mehr gibt. Die Bevölkerungsfluktuation nach dem Krieg hatte zunächst zu einer Verstärkung der sprachlichen Unterschiede geführt. Danach entstand aus den Kontakten eine neue gemeinsame mittlere Ebene. Durch weitere kommunikationsrelevante Ausgleichsbewegungen wie Ausbau der Verkehrswege, Pendlerbewegungen über weite Distanzen, täglich volle Autobahnen und Züge, berufliche Mobilität, Aufstieg auch niedriger Schichten zu Abitur und Studium, Betonung des informellen Charakters großer Bereiche des öffentlichen Lebens (Freizeitverhalten in Kleidung, Umgang und Sprache auch in der Berufswelt) haben die Tendenz zu einem bei jedem Sprecher individuell gestalteten, für jede Gegend etwas anders ausgelegten Sprachkontinuum gefördert, dessen unterer Pol im Norden eher eine regional gefärbte Umgangssprache ist, im Süden noch der alte bodenständige Ortsdialekt oder sein zeitgemäßer „Nachfolger“, der sich allen kommunikativen Bedürfnissen anpasst. Dazwischen sind alle Varianten der Situation, der Redekonstellation, von Alter und Geschlecht, Formalität und Privatheit möglich. Das sprachliche Ideal ist situationsadäquate Sprachbeherrschung. Dabei erhielt der Dialekt oder das, was als Gegenpol zur „gehobenen“ Seite auf der Sprachskala an

seine Stelle getreten ist, im Ganzen eine Aufwertung.

Die Fortschreibung des Entwicklungsprozesses von der strengen Zweipoligkeit zum Sprachkontinuum mit einer zunehmenden Wertschätzung auch des unteren Sprachpoles bedeutet kein Wiedererstehen der alten Dialekte oder des Platts als Gebrauchssprache. Die nostalgischen Mundart-Ecken in den Zeitungen, Dialektdichter-Lesungen und plattdeutschen Gottesdienste sind museales Bewahren des Vergangenen, fördern jedoch die allgemeine Wertschätzung und Entstigmatisierung der Dialekte oder ihrer Reste dort, wo sie noch funktional in Gebrauch sind. Wenn in der Schweiz Predigten und Liturgie zunehmend auf Schweizerdt. gehalten werden, handelt es sich allerdings weder um Nostalgie noch um Dialektrenaissance. Es ist lediglich eine Verschiebung der Domängengrenzen innerhalb der Diglossie-Situation, wo sich zwei voll funktionsfähige Gebrauchsvarianten, nämlich Dialekt und Schriftsprache das Feld teilen.

Der Nord-Süd-Unterschied – mit der Schweiz als einem Spezialfall – wird sich fortsetzen. Im Süden werden die Dialekte im postmodernen Kontinuum ihre Funktionalität als eigenständige Subsysteme oder Substandards weiter behalten und noch ausbauen. Am oberen Ende wird die lautreine Hochsprache von ihrem Podest herunterkommen und als gemäßigte, regional gefärbte Standardsprache die formelleren Bereiche des Lebens abdecken. Hierbei werden die Medien, soweit sie vorbildliche Anstalten des sprachlichen Verkehrs sein wollen, eine Verstärkerfunktion übernehmen. Die Lokalmedien (Radio und Fernsehen) werden sich häufiger auch der unteren Skala nähern, ohne dass damit die deutschschweizerische Diglossie-Situation eintreten muss, die entweder das Schriftdeutsche oder den Dialekt und nichts dazwischen kennt.

Die sprachliche Regionalisierung, die mit dem Sprachkontinuum und seiner bodenständigen Verwurzelung wieder zum neuen Ideal geworden ist, kann als Gegenbewegung zur Globalisierung der Kommunikation, des Verkehrs und der gegenseitigen Wahrnehmung überhaupt angesehen werden. Die weltweite Vernetzung der Nachrichten und Unterhaltungsprogramme über Satelliten und Computernetzwerke und die damit verbundene Überwindung von Raum und Zeit erhalten mit dem dialektalen Pol auf der Sprachskala eine lokale Verankerung. Die

Kategorien Raum und Zeit treten als Einzelort und -datum hervor und nehmen individuelle Züge an. Sie werden Teil einer modernen Identität von „weltoffener Bodenständigkeit“, einer interessanten Phase in der langen Geschichte der dt. Dialekte, die noch viele klein- und großräumige Untersuchungen und Abklärungen nötig macht.

7. Literatur (in Auswahl)

- Bausinger, Hermann, Provinz im Aufwind – Wer oder was bewegt die neue Dialektpoesie? In: Spranger 1977, 12–26.
- Ders., Dialektverfall oder Mundartrenaissance? (im deutschen Südwesten). In: Stickel 1997, 388–392.
- Beckers, Hartmut, Westmitteldeutsch. In: LGL 1980, 468–473.
- Berend, Nina/Hugo Jedig, Deutsche Mundarten in der Sowjetunion. Geschichte der Forschung und Bibliographie. Marburg 1991.
- Ders./Klaus J. Mattheier (Hrsg.), Sprachinselforschung. Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig. Frankfurt/M. 1994.
- Besch, Werner/Heinrich Löffler/Hans H. Reich (Hrsg.), Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht. Düsseldorf 1976–1981.
- Bichel, Ulf, Umgangssprache. In: LGL 1980, 379–383.
- Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Hrsg. v. Werner Besch [u. a.]. 2 Halbbde. Berlin/New York 1982; 1983. (HSK 1, 1; 1, 2).
- Egger, Kurt, Zweisprachigkeit in Südtirol. Probleme zweier Volkssprachen an der Sprachgrenze. Bozen 1977. (Schriftenreihe des Südtiroler Kulturinstituts 5).
- Eichhoff, Jürgen, Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. 3 Bde. Bern/München/Tübingen 1977–1993.
- Friebertshäuser, Hans, Das hessische Dialektbuch. München 1987.
- Ders./Heinrich J. Dingeldein, Hessischer Dialektzensus. Statistischer Atlas zum Sprachgebrauch. Tübingen 1989.
- Goossens, Jan, „Dialektverfall“ und „Mundartrenaissance“ in Westniederdeutschland und im Osten der Niederlande. In: Stickel 1997, 399–404.
- Hartweg, Frédéric, Tendenzen in der Domänenverteilung zwischen Dialekt und nicht-deutscher Standardsprache am Beispiel des Elsaß. In: Dialektologie 1983, 1428–1442.
- Hasselberg, Joachim, Tendenzen neuerer Mundartenentwicklung. In: ZdPh. 94, 1975, 94–114.
- Hathaway, Luise, Der Mundartwandel in Imst in Tirol zwischen 1897 und 1973. Wien 1979. (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 3).
- Herrmann-Winter, Renate, Standardsprache und Mundarten in der Deutschen Demokratischen Republik. In: Stickel 1990, 184–191.
- Dies., Dialektverfall oder Mundartrenaissance in den sogenannten Neuen Bundesländern. In: Stickel 1997, 396–399.
- Hundt, Markus, Einstellungen gegenüber dialektal gefärbter Standardsprache. Stuttgart 1992. (ZDL, Beihefte 78).
- Kleiber, Wolfgang, Westoberdeutsch. In: LGL 1980, 482–486.
- Koß, Gerhard, Die „Wenkerbogen“ von Coburg und Neuses. In: Jahrbuch der Coburger Landesstiftung 1972, 41–72.
- Ladin, Wolfgang, Der Elsässische Dialekt – museumsreif? Strasbourg 1982.
- Löffler, Heinrich, Interferenz-Areale Dialekt-Standardsprache. Projekt eines deutschen Fehleratlasses. In: Dialektologie 1982, 528–538.
- Ders., Landesgrenze als Sprachgrenze im alemannischen Dreiländereck. In: Sprachspiegel 43, 1987, H. 3, 73–81; H. 4, 109–115.
- Ders., Probleme der Dialektologie. Eine Einführung. 3. Aufl. Darmstadt 1990.
- Ders., Standardsprache und Mundarten in Süddeutschland. In: Stickel 1990, 208–217.
- Ders., Die Renaissance der Regionalsprachen im grenzenlosen Europa: Eine Herausforderung an Schule und Öffentlichkeit. Einige Überlegungen zu Standard und Dialekt zwischen öffentlich und privat – und wie die Schule darauf reagieren kann. In: Speckmann 1991, 121–131.
- Ders., Germanistische Soziolinguistik. 2. Aufl. Berlin 1994.
- Ders., Zur Sprachsituation in der Schweiz. In: Jürgen Scharnhorst (Hrsg.), Sprachsituation und Sprachkultur im internationalen Vergleich. Aktuelle Sprachprobleme in Europa. Frankfurt/M./Berlin/Bern 1995, 47–68. (Sprache, System und Tätigkeit Bd. 18).
- Ders., Dialektverfall oder Mundartrenaissance? (aus Schweizer Sicht). In: Stickel 1997, 384–388.
- Mattheier, Klaus J., Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen. Heidelberg 1980.
- Ders., Dialektverfall und/oder Dialektrenaissance? Überlegungen zur Entwicklung der Dialektalität in der gegenwärtigen deutschen Sprachgemeinschaft. In: Stickel 1997, 404–410.
- Mihm, Arend (Hrsg.), Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. Stuttgart 1985. (ZDL, Beihefte 50).

Nail, N., Untersuchungen zum Mundartlexikon jugendlicher Sprecher. In: GL 1972, 1/72, 153–158.

Nowottnick, Marlies, Jugend, Sprache und Medien. Untersuchungen von Rundfunksendungen für Jugendliche. Berlin 1989.

Sanders, Willy, Sachsensprache, Hanesprache, Plattdeutsch. Niederdeutsch und Hochdeutsch in ihrer Diglossie-Situation. Göttingen 1982. (Darin: Neuniederdeutsches „Plattdeutsch“, 175–222).

Schläpfer, Robert, Standardsprache und Mundarten in der deutschen Schweiz. In: Stickel 1990, 192–197.

Ders./Jürg Gutzwiller/Beat Schmid, Das Spannungsfeld zwischen Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz. Spracheinstellungen junger Deutsch- und Welschschweizer. Aarau/Frankfurt/M. 1991.

Schlobinski, Peter, Stadtsprache Berlin. Eine soziolinguistische Untersuchung. Berlin/New York 1987.

Schönfeld, Helmut, Status and Use of the Dialect in the East Low German. In: Charles V. J. Russ (Ed.), The Dialects of Modern German. London 1990, 124–135.

Schuppenhauer, Claus/Iwar Werlen, Stand und Tendenzen in der Domänenverteilung zwischen Dialekt und deutscher Standardsprache. Teil I: Die nördliche Hälfte des Deutschen Sprachgebietes; Teil 2: Die südliche Hälfte des deutschen Sprachgebietes. In: Dialektologie 1983, 1411–1427.

Speckmann, Rolf (Hrsg.), Niederdeutsch morgen. Perspektiven in Europa. Beiträge zum Kongreß des Instituts für niederdeutsche Sprache. Lüneburg 19.–21. 10. 1990. Leer 1991.

Spranger, Matthias (Hrsg.), Dialekt – Wiederentdeckung des Selbstverständlichen. Freiburg i. Br. 1977.

Stellmacher, Dieter, Wer spricht Platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute. Eine kurzgefaßte Bestandsaufnahme. Leer 1987.

Ders., Ostniederdeutsch. In: LGL 1980, 464–468.

Ders., Niederdeutsch. Formen und Forschungen. Tübingen 1981.

Ders., Standardsprache und Mundarten im Norden der Bundesrepublik Deutschland. In: Stickel 1990, 198–207.

Ders., Niedersächsischer Dialektzensus. Statistisches zum Sprachgebrauch im Bundesland Niedersachsen. Stuttgart 1995. (ZDL, Beihefte 88).

Stickel, Gerhard (Hrsg.), Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven. Berlin/New York 1990.

Ders., Varietäten des Deutschen. Berlin/New York 1997. Darin: Podiumsdiskussion: Dialektverfall oder Mundartrenaissance? 384–410.

Straßner, Erich, Rolle und Ausmaß dialektalen Sprachgebrauchs in Massenmedien und in der Werbung. In: Dialektologie 1983, 1509–1525.

Weber, Albert, Zürichdeutsche Grammatik. Ein Wegweiser zur guten Mundart, unter Mitwirkung von Eugen Dieth. 3. Aufl. Zürich 1987.

Wiesinger, Peter, Die sprachsoziologischen Verhältnisse in Österreich. Vorläufige Ergebnisse einer Umfrage. In: JIG 20, 1988, 71–81.

Ders., Standardsprache und Mundarten in Österreich. In: Stickel 1990, 218–232.

Zehetner, Ludwig, Das bairische Dialektbuch. München 1985.

Steiner, Otto, Hochdeutsch und Mundart bei Einheimischen und Neubürgern der Kreise Bamberg und Northeim im Jahre 1954. Ergebnisse einer Schulkindererhebung. In: Phonetica 1, 1957, 146–156.

Heinrich Löffler, Basel

144. Sprachkritik in der wissenschaftlichen Diskussion des 20. Jahrhunderts

1. Fragestellungen und Positionen
2. Logischer Positivismus und Strukturalismus
3. Der Primat der natürlichen Sprache
4. Sprachkritische Sensibilität in den Einzelwissenschaften
5. Literatur (in Auswahl)

1. Fragestellungen und Positionen

Wissenschaft spielt sich in der Sprache und mit Sprache ab. Die Gegenstände und Sachverhalte, die wissenschaftlich untersucht wer-

den sollen, werden sprachlich bestimmt; die Methoden, mit denen Wissenschaftler vorgehen, sind sprachlich charakterisiert und möglicherweise auch fixiert; die Untersuchungsergebnisse werden sprachlich niedergelegt und an andere vermittelt. Angesichts dieser in der wissenschaftlichen Arbeit durchgehenden omnipräsenten und oft genug vorgehensleitenden Rolle der Sprache kann es nicht überraschen, dass es in den Wissenschaften und in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen mit den Wissenschaften Diskussionen über

Nail, N., Untersuchungen zum Mundartlexikon jugendlicher Sprecher. In: GL 1972, 1/72, 153–158.

Nowotnick, Marlies, Jugend, Sprache und Medien. Untersuchungen von Rundfunksendungen für Jugendliche. Berlin 1989.

Sanders, Willy, Sachsensprache, Hanesprache, Plattdeutsch. Niederdeutsch und Hochdeutsch in ihrer Diglossie-Situation. Göttingen 1982. (Darin: Neuniederdeutsches „Plattdeutsch“, 175–222).

Schläpfer, Robert, Standardsprache und Mundarten in der deutschen Schweiz. In: Stickel 1990, 192–197.

Ders./Jürg Gutzwiller/Beat Schmid, Das Spannungsfeld zwischen Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz. Spracheinstellungen junger Deutsch- und Welschschweizer. Aarau/Frankfurt/M. 1991.

Schlobinski, Peter, Stadtsprache Berlin. Eine soziolinguistische Untersuchung. Berlin/New York 1987.

Schönfeld, Helmut, Status and Use of the Dialect in the East Low German. In: Charles V. J. Russ (Ed.), The Dialects of Modern German. London 1990, 124–135.

Schuppenhauer, Claus/Iwar Werlen, Stand und Tendenzen in der Domänenverteilung zwischen Dialekt und deutscher Standardsprache. Teil I: Die nördliche Hälfte des Deutschen Sprachgebietes; Teil 2: Die südliche Hälfte des deutschen Sprachgebietes. In: Dialektologie 1983, 1411–1427.

Speckmann, Rolf (Hrsg.), Niederdeutsch morgen. Perspektiven in Europa. Beiträge zum Kongreß des Instituts für niederdeutsche Sprache. Lüneburg 19.–21. 10. 1990. Leer 1991.

Spranger, Matthias (Hrsg.), Dialekt – Wiederentdeckung des Selbstverständlichen. Freiburg i. Br. 1977.

Stellmacher, Dieter, Wer spricht Platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute. Eine kurzgefaßte Bestandsaufnahme. Leer 1987.

Ders., Ostniederdeutsch. In: LGL 1980, 464–468.

Ders., Niederdeutsch. Formen und Forschungen. Tübingen 1981.

Ders., Standardsprache und Mundarten im Norden der Bundesrepublik Deutschland. In: Stickel 1990, 198–207.

Ders., Niedersächsischer Dialektzensus. Statistisches zum Sprachgebrauch im Bundesland Niedersachsen. Stuttgart 1995. (ZDL, Beihefte 88).

Stickel, Gerhard (Hrsg.), Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven. Berlin/New York 1990.

Ders., Varietäten des Deutschen. Berlin/New York 1997. Darin: Podiumsdiskussion: Dialektverfall oder Mundartrenaissance? 384–410.

Straßner, Erich, Rolle und Ausmaß dialektalen Sprachgebrauchs in Massenmedien und in der Werbung. In: Dialektologie 1983, 1509–1525.

Weber, Albert, Zürichdeutsche Grammatik. Ein Wegweiser zur guten Mundart, unter Mitwirkung von Eugen Dieth. 3. Aufl. Zürich 1987.

Wiesinger, Peter, Die sprachsoziologischen Verhältnisse in Österreich. Vorläufige Ergebnisse einer Umfrage. In: JIG 20, 1988, 71–81.

Ders., Standardsprache und Mundarten in Österreich. In: Stickel 1990, 218–232.

Zehetner, Ludwig, Das bairische Dialektbuch. München 1985.

Steiner, Otto, Hochdeutsch und Mundart bei Einheimischen und Neubürgern der Kreise Bamberg und Northeim im Jahre 1954. Ergebnisse einer Schulkindererhebung. In: Phonetica 1, 1957, 146–156.

Heinrich Löffler, Basel

144. Sprachkritik in der wissenschaftlichen Diskussion des 20. Jahrhunderts

1. Fragestellungen und Positionen
2. Logischer Positivismus und Strukturalismus
3. Der Primat der natürlichen Sprache
4. Sprachkritische Sensibilität in den Einzelwissenschaften
5. Literatur (in Auswahl)

1. Fragestellungen und Positionen

Wissenschaft spielt sich in der Sprache und mit Sprache ab. Die Gegenstände und Sachverhalte, die wissenschaftlich untersucht wer-

den sollen, werden sprachlich bestimmt; die Methoden, mit denen Wissenschaftler vorgehen, sind sprachlich charakterisiert und möglicherweise auch fixiert; die Untersuchungsergebnisse werden sprachlich niedergelegt und an andere vermittelt. Angesichts dieser in der wissenschaftlichen Arbeit durchgehenden omnipräsenten und oft genug vorgehensleitenden Rolle der Sprache kann es nicht überraschen, dass es in den Wissenschaften und in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen mit den Wissenschaften Diskussionen über

Sprache und insbesondere über den Gebrauch, den Wissenschaftler von der Sprache machen, gibt. In diesen Diskussionen geht es im Allgemeinen um die Analyse der Rolle von Sprache im Erkenntnisprozess, und da Analyse (im Sinne von Kant) immer auch Kritik ist, sind diese Diskussionen ein Geschäft der Sprachkritik.

Die sprachkritische Reflexion in den Wissenschaften und um die Wissenschaften wirft naturgemäß eine solche Fülle von Einzelfragen auf, dass im Folgenden lediglich eine kleine Auswahl behandelt werden kann. Alle Fragen kreisen um das Problem, wie Erkenntnis, Sprache und Wirklichkeit zusammenhängen und sich gegenseitig beeinflussen. Sprachkritik ist seit der Antike vor allem auch und immer auch Erkenntniskritik. In Platons „Kratylos“-Dialog wird die Frage nach der „Richtigkeit“ der Namen gestellt (vgl. z. B. Pörksen 1979). Inwieweit sind die sprachlichen Ausdrücke geeignet, die wahrgenommenen Phänomene angemessen zu erfassen? Können Wörter so etwas wie ein Abbild der Wirklichkeit sein? Haben wir einen sprachunabhängigen Zugang zu den Gegenständen und Sachverhalten? Inwieweit bestimmt die Sprache unseren Zugang zu den Phänomenen? Welche Maßstäbe stehen uns zur Verfügung, wenn wir die Wahrheit, Richtigkeit oder Angemessenheit unserer sprachlichen Beschreibungen beurteilen wollen? Diese und ähnliche Fragen – jeweils epochenspezifisch gewendet und formuliert – haben die sprachphilosophische Reflexion und die sprachkritische Diskussion in den Wissenschaften seit der Antike bis heute geprägt. Je nach Blickrichtung, entweder von einem vermeintlich festen Grund in den Sachen hin zur sprachlichen Beschreibung oder von der sprachlichen Bestimmung und Prägung hin zu den Phänomenen, haben mehr realistische oder mehr nominalistische Theorien und Konzepte das Denken bestimmt (vgl. z. B. Schiewe 1998, Kap. II). Viele Auseinandersetzungen um den Sprachgebrauch in den Wissenschaften kreisen um die Ausdrücke „Realismus“ und „Nominalismus“. Hierin gibt es im Prinzip keinen Unterschied zwischen den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften, obwohl im Einzelnen und Speziellen in den Naturwissenschaften naturgemäß die Überlegungen überwiegen, einen festen und methodisch sicheren Zusammenhang zwischen der sog. Realität – repräsentiert durch experimentell erhobene Da-

ten – und Beschreibungen bzw. Theorien herzustellen. Das heißt, dass in Einzelfragen in den Naturwissenschaften realistische Sprachtheorien überwiegen, während in den Geisteswissenschaften eher nominalistische Sprachauffassungen favorisiert werden. Im folgenden werden sowohl die naturwissenschaftlich orientierten Sprach- und Methodenauffassungen behandelt wie auch die geisteswissenschaftlichen; in einem sprachhistorischen Handbuch erscheint es jedoch sinnvoll, geisteswissenschaftliche Fragestellungen zu betonen.

Es gibt Ende des 19. Jahrhunderts zwei konträre sprachkritische Positionen zu dem Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit. Aus heutiger Sicht sind diese Positionen nur in ihrem sprachkritischen Impetus vergleichbar; in den Maßstäben und Normen, die sie ihrer Sprachkritik zugrunde legen, erscheinen sie nicht vereinbar. Auf der einen Seite gibt es den logischen Konstruktivismus, der in exemplarischer Weise durch Gottlob Frege vertreten wird (vgl. Frege 1966). Die Position findet ihre Vollendung in der Vorstellung, dass es für alle wahrheitsfähigen Aussagen eine eindeutig bestimmbare Sprache gibt, die sog. Begriffsschrift (vgl. Frege 1879). Die Position eröffnet für die Wissenschaften, insbesondere für die Naturwissenschaften, die Perspektive, man könne auf sprachlicher Basis eine unumstößliche Relation zwischen naturwissenschaftlichen Experimentaldaten auf der einen Seite und theoriegeleiteten Beschreibungen der Wirklichkeit auf der anderen Seite etablieren. Dem logischen Konstruktivismus Freges steht Ende des 19. Jahrhunderts die Position einer Sprachkritik gegenüber, die auf die natürliche Sprache setzt (eben nicht auf eine Kunstsprache bzw. auf eine „Begriffsschrift“ im Sinne Freges). Für diese Position steht Fritz Mauthner mit seinen „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache“ (vgl. Mauthner 1901/2; vgl. Art. 145). Für Mauthner liegt der Schlüssel zur Erkenntniskritik in der Kritik der natürlichen Sprache. Die natürliche Sprache gilt als die „letzte“ Basis der Erkenntnis, in jedem Fall als Endpunkt der Beschreibung von Erkenntnis. Damit setzt er einen Maßstab, der sich klar von dem logischen Konstruktivismus abhebt und der auf den Wittgenstein der „Philosophischen Untersuchungen“ verweist (vgl. Wittgenstein 1967). Für Mauthner und andere Literaten seiner Zeit ist nicht eine logische Norm das Maß für Erkenntnis, sondern die

natürliche Sprache, die von unüberschaubar vielen Sprechern verwendet wird und im Prinzip so viele Verwendungsmöglichkeiten (Bedeutungen) enthält, wie es Sprecher/innen gibt (vgl. Leinfellner/Schleichert 1995). – Die beiden hier angedeuteten Positionen (logischer Konstruktivismus und Kritik der natürlichen Sprachen) haben die Kritik der Wissenschaftssprache im 20. Jahrhundert bestimmt und geprägt.

2. Logischer Positivismus und Strukturalismus

Der logische Konstruktivismus wurde in den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts in exemplarischer Weise durch Rudolf Carnap entwickelt und vertreten, z. B. in seinem zuerst 1928 erschienenen Werk mit dem programmatischen Titel: „Der logische Aufbau der Welt“ (Carnap 1961). Hier wird die These vertreten, erläutert und begründet, a) dass jegliche Erkenntnis der Welt aus Basisdaten abgeleitet werden kann, die entweder der Wahrnehmung unmittelbar zugänglich sind oder durch intersubjektiv nachvollziehbare Experimente gesichert werden können, b) dass alle Beschreibungen oder Theorien über die Daten mit logisch-mathematischen Sprachkonstruktionen von den sog. Protokollsätzen (die die Daten unmittelbar repräsentieren) sicher deduktiv abgeleitet werden können. Diese These beinhaltet im Kern das wissenschaftssprachliche Programm des logischen Empirismus bzw. Positivismus, das alle sprachkritischen Diskussionen in den Wissenschaften (Natur- und Geisteswissenschaften gleichermaßen) im 20. Jahrhundert maßgeblich prägt. Die Grundidee ist, dass ein sprachlich eindeutiger und logisch-methodisch gesicherter Weg konstruiert und plausibel gemacht werden kann, der von den empirisch erhobenen Basisdaten hin zu den wissenschaftlichen Theorien führt. Die logisch-empiristische Methode sichert die Theorien. Ziel ist auch, ein für alle Wissenschaften brauchbares einheitliches Methoden- und Formulierungsprogramm vorzuschlagen. Dieses – unter methodischen und sprachnormativen Gesichtspunkten – einheitswissenschaftliche Programm hat auch den Zweck, wissenschaftliche Erkenntnis und wissenschaftliche Methodik gegen ideologische Einflussnahmen zu schützen, gegen politische Interessenwahrnehmungen, die dem sog. Zeitgeist verpflichtet sind.

Es muss heute (im 21. Jahrhundert) kaum eigens darauf hingewiesen werden, dass seit den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Nazi-Ideologen versucht haben, alle Wissenschaften (auch die Naturwissenschaften) unter das Diktat einer nationalsozialistischen „Deutschkunde“ zu stellen. Die Nazis formulieren 1938 für den Unterricht an den „Höheren Schulen“ (die Gymnasialausbildung ist in Deutschland seit dem 19. Jh. wissenschaftsorientiert): „Die deutsche Schule ist ein Teil der nationalsozialistischen Erziehungsordnung“, und weiter: „Das nationalsozialistische Erziehungssystem ist seinem Ursprung nach nicht ein Werk der pädagogischen Planung, sondern des politischen Kampfes und seiner Gesetze“ (Erziehung und Unterricht 1938, 9 bzw. 11). Die politische Indienstnahme von Wissenschaft und Unterricht im 20. Jahrhundert bleibt natürlich nicht auf die Nazis und ihre Zeit beschränkt. Es gibt in allen politischen Systemen, durch die wissenschaftliche Forschung und Ausbildung finanziert bzw. gefördert werden, Tendenzen, auf die wissenschaftliche Methodik und insbesondere auf Ergebnisformulierungen Einfluss zu nehmen. Wichtige Beeinflussungen gingen im 20. Jahrhundert auch vom Marxismus aus, insbesondere solange, wie das sowjetrussische System Bestand hatte und Einfluss auf die Wissenschaftsentwicklung in Osteuropa nahm (vgl. zu Tendenzen in den Naturwissenschaften im 20. Jh. insbesondere Hobsbawm 1998, 645–687). Der Wissenschaftshistoriker Paul Feyerabend hat verschiedentlich darauf hingewiesen, dass sprachnormerische Traditionen auch den sog. Wissenschaftsbetrieb in den „westlichen Demokratien“ bestimmt haben. Feyerabend hat in seinem Hauptwerk „Wider den Methodenzwang“ klargemacht, dass die Wissenschaftsgeschichte (auch die Naturwissenschaftsgeschichte) nicht auf eindeutige wissenschaftliche Methoden hinausläuft, erst recht nicht geradlinig, und dass es bis heute in der wissenschaftlichen Methodik Verstrickungen mit politischen Zielsetzungen gibt, die durchaus auch mit religiösen Zielvorstellungen vergleichbar seien. Gefordert ist aus der Sicht von Feyerabend eine entschiedene Kritik an der Sprache der wissenschaftlichen Methodik (vgl. Feyerabend 1983).

Die ideologieabweisende Kraft des logischen Empirismus beruht auf der Konstruktion einer logisch fundierten Beschreibungssprache für die Wissenschaften, die Intersubjektivität und Objektivität für die Erkenntnis

sichern soll. Carnap vertritt im Anschluss an Bertrand Russell (vgl. z. B. Russell 1923) beschreibungsmethodisch einen strikten Strukturalismus, das heißt, er strebt an, Gegenstände und Sachverhalte der Erkenntnis nicht inhaltlich, sondern formal zu beschreiben. Strukturen sind die Relationen, die in einem System von wohldefinierten Gegenständen zwischen eben diesen Gegenständen bestehen. Die wissenschaftliche Beschreibung soll relational sein, d. h. sie soll absehen von spezifischen Inhalten bzw. inhärenten Eigenschaften der Gegenstände, und sie soll in diesem Sinne formal sein. Um ein einfaches Beispiel aus der Grammatik natürlicher Sprachen zu nennen: Die Kasus von Ergänzungen zum Prädikat, die Substantivkasus (Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ), sollen nicht inhaltlich z. B. als „Täterkasus“ (für den Nominativ des „Subjekts“) oder als „Zuwendkasus“ (für den Akkusativ des „Objekts“) beschrieben werden, sondern in ihrer Relationierungsfunktion; die Kasus zeigen Relationen an, die im Satz zwischen dem Prädikat und seinen Ergänzungen bestehen. Carnap formuliert: „Alle wissenschaftlichen Aussagen sind Strukturaussagen“, und er stellt die These auf, „daß es für die Wissenschaft möglich und zugleich notwendig ist, sich auf Strukturaussagen zu beschränken“ (Carnap 1961, 20f.). Eine Aussage ist für ihn umso wissenschaftlicher, je strukturaler sie ist. Dies ist eine harte Anforderung an die Form wissenschaftlicher Aussagen.

Die sprachlich-methodischen Anforderungen des logischen Empirismus bzw. Positivismus und des damit verbundenen Strukturalismus werden vor dem 2. Weltkrieg vor allem im sog. Wiener Kreis (vgl. Kraft 1950; Stegmüller I 1978, Kap. IX) mit großer Intensität und Breitenwirkung vertreten. Aus dem Wiener Kreis ist eine Grammatik hervorgegangen, die die Grammatik der natürlichen Sprache an den logisch-strukturalistischen Anforderungen misst; es ist eine in diesem Sinne kritische Grammatik. Josef Schächter schreibt im Vorwort seiner „Prolegomena zu einer kritischen Grammatik“: „Die Aufgabe der kritischen Grammatik ist eine logische Ergänzung und Verbesserung der traditionellen Grammatik: überall dort, wo die übliche Sprachlehre es versäumt hat, die in der Sprache geltenden Regeln aus dem Gebrauche abzulesen bzw. *richtig* abzulesen, soll die kritische Grammatik vervollständigen und korri-

gieren“ (Schächter 1978, 5). Im Geleitwort zu dem Buch von Schächter schreibt Moritz Schlick, der Mentor des Wiener Kreises, im Juni 1935: „Sich über den Ursprung grammatisch-logischer Fragen klar zu werden, sollte von jedem, der in Sprachen oder in philosophischer Propädeutik unterrichtet, als dringende Notwendigkeit gefühlt werden“ (Schächter 1978, 4). Diese Äußerungen demonstrieren den Impetus, die natürliche Sprache an logischen Formen zu messen und die dadurch gesetzte Norm auch wissenschaftsdidaktisch umzusetzen. Die Botschaft ist klar: Wissenschaftliche Äußerungen sollen sich ihrer Form nach an den Anforderungen der Logik, wie sie insbesondere von Frege und Russell entwickelt wurde, messen lassen, und sie sollen sich möglichst einer Wissenschaftslogik und -methodik fügen, wie sie der logische Positivismus vorgeschlagen hat. Diese Norm beinhaltet eine grundsätzliche Kritik an den Ausdrucksmöglichkeiten der natürlichen Sprache (für wissenschaftliche Zwecke): Gemessen an dem Kalkül der Prädikaten- und der Aussagenlogik, kann an der natürlichen Sprache kritisiert werden, dass sie unpräzise und unökonomisch sei und gegebene Zusammenhänge zwischen wissenschaftlichen Aussagen nicht exakt wiedergebe. Eine dermaßen pauschale Kritik am Ungenügen der natürlichen Sprache bedarf natürlich der Konkretisierung, die die Vertreter des logischen Positivismus nicht schuldig bleiben (hier sind nur Andeutungen möglich): Eine wesentliche Ungenauigkeit (Präzisionschwäche) natürlicher Sprachen kann z. B. darin gesehen werden, dass die Ausdrücke, mit denen man sich auf Gegenstände der Welt bezieht, nicht bereits ihrer Form nach klarmachen, ob es sich z. B. um einen und nur einen Gegenstand handelt, ob der Gegenstand tatsächlich existiert usw. So kann ich mich mit dem Ausdruck *der Mensch* in bestimmten Kontexten auf genau einen Menschen beziehen, in anderen Kontexten auf alle Menschen (den Menschen „im Allgemeinen“). Die Kontextabhängigkeit des Sprachgebrauchs erscheint aus logischer Sicht unökonomisch. Strukturelle Zusammenhänge zwischen Sätzen erscheinen in der natürlichen Sprache nicht eindeutig repräsentiert, z. B. kann die Konjunktion *und* sowohl *und* wie auch so etwas wie *und/oder* bedeuten, je nach Kontext; in jedem Fall wird natürlichsprachlich zum Beispiel nicht strikt zwischen den logischen Konjunktionen „ $\wedge$ “ („und“) und „ $\vee$ “ („oder“) unterschieden. –

Schächter behandelt in seiner kritischen Grammatik relativ umfassend und differenziert alle wesentlichen Phänomene und Kapitel der Grammatik natürlicher Sprachen, immer mit dem Ziel, die Eigenschaften natürlicher Sprachen zu prüfen im Hinblick auf ihre Tauglichkeit für eine vielleicht ideale Wissenschaftssprache auf logischer Grundlage.

Die aus dem logischen Positivismus bzw. Empirismus und dem Wiener Kreis hervorgegangenen Vorstellungen über eine ideale Wissenschaftssprache bestimmen bis heute maßgeblich die normativen Überlegungen über die Form wissenschaftlicher Aussagen und Theorien, und zwar nicht nur in den Naturwissenschaften, sondern auch in den Geisteswissenschaften (vgl. z. B. Lorenz 1970; Stegmüller II 1975; Stegmüller 1980; Balzer/Heidelberger 1983; Ros 1990; Mühlhölzer 1996; Chalmers 1999). Wilhelm Kamlah und Paul Lorenzen haben in ihrer „Logischen Propädeutik“ mit dem kennzeichnenden Untertitel „Vorschule des vernünftigen Redens“ sogar speziell die Geisteswissenschaften im Blick, wenn sie gegen einen verbreiteten Bildungsjargon eine Disziplinierung des wissenschaftlichen Redens und Schreibens durch eine vernünftige Logik fordern (vgl. Kamlah/Lorenzen 1996). Sie versuchen dabei, eine dogmatische Orientierung an der traditionellen Logik zu vermeiden, indem sie die Konstruktion von Gegenständen, die Aussagen über Gegenstände und Sachverhalte und die Urteile in ihrer Genese im (wissenschaftlichen) Dialog betrachten. Es werden also auch pragmatische Überlegungen in die Vorschläge für ein vernünftiges Kommunizieren in den Wissenschaften mit einbezogen. Es geht ihnen darum, sowohl einen logischen Dogmatismus wie auch einen relativierenden Skeptizismus, der auf der Basis natürlichsprachlicher Erfahrungen fast alle Aussagen wissenschaftlich für möglich hält, zu vermeiden (vgl. dazu auch Lorenz 1970).

3. Der Primat der natürlichen Sprache

Ludwig Wittgenstein hat 1922 im „Tractatus Logico-Philosophicus“ konsequent einen logisch fundierten Sprachkonstruktivismus vertreten und damit entscheidend zur Etablierung des Sprachprogramms des logischen Positivismus bzw. Empirismus beigetragen (vgl. Wittgenstein 1960 und Lorenz 1970, Kap. 3). In den „Philosophischen Untersuchungen“, die seit den 30er Jahren entstanden sind und

die zuerst 1953 posthum publiziert wurden, hat Wittgenstein diese Position einer Revision unterzogen (vgl. Wittgenstein 1967; Lorenz 1970, Kap. 4). Während es im „Tractatus“ um die möglichst konsistente Formulierung eines Programms ging, das zum Ziel hatte, einen logisch fundierten Zusammenhang zwischen Gegenständen und Sachverhalten der Welt einerseits und Aussagen über die Welt andererseits herzustellen (strikt realistische Bedeutungstheorie), stand in den „Philosophischen Untersuchungen“ der Versuch im Mittelpunkt, die Funktionen des Sprachgebrauchs von den Gebrauchsbedingungen natürlichsprachlicher Ausdrücke im Alltag her zu erfassen und zu beschreiben. Für diese letztere Position hat sich mit Bezug auf Wittgenstein die formelhafte, programmatisch-semantische Aussage verbreitet: „Die Bedeutung ist der Gebrauch in der Sprache.“ Dieser Satz (kontextlos, programmatisch, unkommentiert) steht bei Wittgenstein so nicht, er trifft aber eine Einstellung, eine Haltung zu semantischen Fragen, eine richtige Ausrichtung darauf, wie das Verhältnis von Sprache und Welt zu sehen ist. Ein viel zitierter Satz in den „Philosophischen Untersuchungen“ ist: „Man kann für eine *große* Klasse von Fällen der Benützung des Wortes „Bedeutung“ – wenn auch nicht für *alle* Fälle seiner Benützung – dieses Wort so erklären: Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“ (Wittgenstein 1967, § 43). Dieser Satz hat sehr viele Interpretationen erfahren (vgl. zuletzt aus linguistischer Sicht Wiegand 1999), die im einzelnen strittig und problematisch sein mögen; er charakterisiert aber bestimmte Annahmen über die Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken, die ohne Zweifel für den Wittgenstein der „Philosophischen Untersuchungen“ stehen können: a) Die Bedeutungen von sprachlichen Ausdrücken (auch von wissenschaftlichen Termini) sind nicht die Gegenstände der Welt oder die Sachverhalte. b) Die Bedeutungen werden in der Praxis, im alltäglichen und im wissenschaftlichen Sprachgebrauch, gemacht. c) Wenn man die Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken beschreiben will, muss man ihre Verwendung in Handlungskontexten untersuchen.

Die hier umrissene Position zur Bedeutungsfrage, d. h. zum Verhältnis von Sprache und Welt bzw. Wirklichkeit hat gravierende Auswirkungen auf die Einschätzung, Bewertung und Kritik wissenschaftlichen Redens und Schreibens. a) Es kann nicht mehr die

Rede sein von einem kunstsprachlich, ideal-sprachlich oder logisch verbindlichen Maßstab für die Form wissenschaftlicher Aussagen. b) Ein Primat für die Bewertung wissenschaftlicher Aussagen liegt letztlich in der natürlichen Sprache, in der Gemeinsprache, vielleicht sogar in der Alltagssprache. Alle wissenschaftlichen Terminologien müssten sich letztendlich daran messen lassen, inwieweit sie auch – zumindest auch – natürlich-sprachlich legitimiert werden können. c) Ein Maß für die Beurteilung wissenschaftlicher Aussagen liegt auch in ihrer Adressierung. Es ist auch eine Frage des Handlungskontextes und damit eine pragmatische Frage, in welcher Form die Aussagen gemacht werden.

Die sog. pragmatische Wende in der sprachanalytischen Philosophie und der „linguistische Phänomenalismus“ (Lorenz 1970, 106) haben zwar dazu geführt, das natürlich-sprachlich Gegebene letztendlich als das Maß für den Sprachgebrauch (auch in den Wissenschaften) zu nehmen. Dies heißt aber nicht, dass im wissenschaftlichen Reden und Schreiben jetzt alles erlaubt wäre und für angemessen gehalten würde, was in der Gemeinsprache möglich ist. Die Erfahrungen der Logik und des Strukturalismus bleiben im Hintergrund. Der Wittgenstein der „Philosophischen Untersuchungen“ bleibt ein scharfer und unerbittlicher Analytiker und Kritiker des gängigen Sprachgebrauchs, der die Logik des „Tractatus“ stets im Hinterkopf hat. Die gemeinsame Einsicht vom „Tractatus“ und von den „Philosophischen Untersuchungen“ ist „die Einsicht in den irreführenden Charakter der Gebrauchssprache, der darauf beruht, daß von den sprachlichen Ausdrücken allein ihr sinnvoller Gebrauch nicht abgelesen werden kann“ (Lorenz 1970, 108). Eine Hauptschwierigkeit in der Analyse des allgemeinen Sprachgebrauchs liegt in der Unübersichtlichkeit; die meisten natürlichsprachlichen (und auch wissenschaftssprachlichen) Ausdrücke haben ihren Platz und ihre Funktion in verschiedenen Kontexten und „Sprachspielen“; diese alle zu überschauen ist für einen einzelnen unmöglich. In der Unüberschaubarkeit des Sprachgebrauchs liegt auch ein wesentlicher Grund für die Schwierigkeit, mittels logischer Kunstsprachen angemessene Normierungen zu etablieren. Auch die „Sprachspiele“ in der Wissenschaft (vgl. Stegmüller 1980, 87ff.) sind unüberschaubar für den einzelnen. Die Annahme unterschiedlicher Sprachspiele sowohl im Alltag wie auch in den Wissenschaften erlaubt einen un-

dogmatischen Blick auf den Sprachgebrauch in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und auch in den Vermittlungskontexten, in denen die Wissenschaften in unserer Gesellschaft stehen. Es erscheint nicht fraglos sinnvoll, wissenschaftliches Reden und Schreiben unter allen Umständen an den rigiden Vorgaben des logischen Positivismus bzw. Empirismus zu messen. Speziell in den Gesellschafts- und Geisteswissenschaften spielt die Adressierungsfrage eine bedeutende Rolle: Die Form wissenschaftlicher Theorien und Aussagen ist hier nicht nur an innerwissenschaftlichen Standards zu messen, sondern auch daran, inwieweit sie den Adressaten (Institutionen, Gruppen, Einzelpersonen in der Gesellschaft) verständlich gemacht werden können.

4. Sprachkritische Sensibilität in den Einzelwissenschaften

Die sprachkritischen Diskussionen in den Wissenschaften – gleich welcher Richtung sie sich verpflichtet fühlen: der logischen Sprachanalyse oder der Kritik der normalen Sprache – haben im 20. Jahrhundert zu einer steigenden Sensibilisierung für Fragen der Gestaltung, der Formulierung und der angemessenen Vermittlung von wissenschaftlichen Erkenntnissen geführt (vgl. z. B. Schiewe 1998, Kap. VII). Die wissenschaftssprachlichen Diskussionen beziehen sich auf verschiedene Themen, z. B.: Konstruktion von Terminologien, Syntax und Textstrukturen, Stilistik wissenschaftlicher Texte, Textsorten in den Wissenschaften, Vermittlung und Didaktik wissenschaftlicher Darstellungen (vgl. die Bibliographie Kretzenbacher 1992). Verschiedene Formen der Ausprägung von Wissenschaftssprache stehen zur Diskussion (vgl. Weinrich 1989). Die Verständlichkeit wissenschaftlicher Texte spielt für bestimmte Disziplinen, z. B. für die Medizin, für die Soziologie, für die Pädagogik und für die Jurisprudenz eine besondere Rolle (vgl. die Bibliographien Biere 1991 und Nussbaumer 1997). Es ist im internationalen Vergleich – insbesondere im Vergleich mit dem Englischen – eine besondere Herausforderung für das Deutsche als Wissenschaftssprache, sich interkulturell von den Ausdrucksformen und -möglichkeiten her zu behaupten (vgl. die Bibliographie Honnef-Becker/Kühn 1998).

5. Literatur (in Auswahl)

- Balzer, Michael, Wolfgang Heidelberger (Hrsg.), *Zur Logik empirischer Theorien*. Berlin/New York 1983.
- Biere, Bernd Ulrich, *Textverstehen und Textverständlichkeit*. Heidelberg 1991. (Studienbibliographien Sprachwissenschaft 2).
- Bungarten, Theo (Hrsg.), *Wissenschaftssprache. Beiträge zur Methodologie, theoretischen Fundierung und Deskription*. München 1981.
- Carnap, Rudolf, *Der logische Aufbau der Welt*. Hamburg 1961. [Zuerst: 1928].
- Chalmers, A. F., *Wege der Wissenschaft. Einführung in die Wissenschaftstheorie*. Hrsg. und übers. von Niels Bergemann und Jochen Prümper. 4. Aufl. Berlin/Heidelberg/New York 1999.
- Ehlich, Konrad, *Kritik der Wissenschaftssprachen*. In: *Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft*. Hrsg. von Lothar Hoffmann, Hartwig Kalverkämper, Herbert Ernst Wiegand. 1. Halbband. Berlin/New York 1998, 856–866.
- Erziehung und Unterricht in der Höheren Schule. Amtliche Ausgabe des Reichs- und Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Berlin 1938.
- Feyerabend, Paul, *Wider den Methodenzwang*. Frankfurt a.M. 1983.
- Frege, Gottlob, *Begriffsschrift*. Halle/S. 1879.
- Ders., *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*. Göttingen 1966.
- Fricke, Harald, *Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur*. München 1981.
- Gloy, Klaus, *Sprachnormen und die Isolierung und Integration von Fachsprachen*. In: *Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft*. Hrsg. von Lothar Hoffmann, Hartwig Kalverkämper, Herbert Ernst Wiegand. 1. Halbband. Berlin/New York 1998, 100–108.
- Gmünder, Ulrich, *Kritische Theorie*. Horkheimer, Adorno, Marcuse, Habermas. Stuttgart 1985. (SM 220).
- Granger, Gilles-Gaston, *La philosophie du langage dans les sciences exactes*. In: *Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Hrsg. von Marcelo Dascal, Dietfried Gerhardus, Kuno Lorenz, Georg Meggle. 2. Halbband. Berlin/New York 1996, 1436–1454.
- Hobsbawm, Eric, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. München 1998.
- Honnef-Becker, Irmgard, Peter Kühn, *Deutsch als Fremdsprache*. Heidelberg 1998. (Studienbibliographien Sprachwissenschaft 24).
- Kamlah, Wilhelm, Paul Lorenzen, *Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens*. 3. Aufl. Stuttgart/Weimar 1996.
- Kraft, Victor, *Der Wiener Kreis. Der Ursprung des Neupositivismus*. Wien 1950.
- Kretzenbacher, Heinz L., *Wissenschaftssprache*. Heidelberg 1992. (Studienbibliographien Sprachwissenschaft 5).
- Kuhlmann, Wolfgang, *Reflexion und kommunikative Erfahrung. Untersuchungen zur Stellung philosophischer Reflexion zwischen Theorie und Kritik*. Frankfurt a.M. 1975.
- Leinfellner, Elisabeth, Hubert Schleichert (Hrsg.), Fritz Mauthner. *Das Werk eines kritischen Denkers*. Wien/Köln/Weimar 1995.
- Lorenz, Kuno, *Elemente der Sprachkritik. Eine Alternative zum Dogmatismus und Skeptizismus in der analytischen Philosophie*. Frankfurt a.M. 1970.
- Mauthner, Fritz, *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*. 3. Bde. Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1901/2.
- Mühlhölzer, Felix, *Sprachphilosophie in der Wissenschaftstheorie*. In: *Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Hrsg. von Marcelo Dascal, Dietfried Gerhardus, Kuno Lorenz, Georg Meggle. 2. Halbband. Berlin/New York 1996, 1418–1436.
- Nussbaumer, Markus, *Sprache und Recht*. Heidelberg 1997. (Studienbibliographien Sprachwissenschaft 20).
- Philosophie als Sprachkritik im 19. Jahrhundert*. Textauswahl I. Hrsg. von Hermann-Josef Cloeren. Textauswahl II. Hrsg. von Siegfried J. Schmidt. Stuttgart-Bad Cannstatt 1971.
- Pörksen, Uwe, *Platons Dialog über die Richtigkeit der Wörter und das Problem der Sprachkritik*. In: *GL 1–2/1979*, 37–50.
- Ders., *Wissenschaftssprache und Sprachkritik. Untersuchungen zu Geschichte und Gegenwart*. Tübingen 1994.
- Ros, Arno, *Begründung und Begriff. Wandlungen des Verständnisses begrifflicher Argumentationen*. Band III: *Moderne*. Hamburg 1990.
- Russell, Bertrand, *Einführung in die mathematische Philosophie*. München 1923.
- Schächter, Josef, *Prolegomena zu einer kritischen Grammatik*. Stuttgart 1978. [Zuerst: 1935].
- Schiewe, Jürgen, *Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart*. München 1998.
- Schödlbauer, Ulrich, Joachim Vahland, *Das Ende der Kritik*. Berlin 1997.
- Stegmüller, Wolfgang, *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Eine kritische Einführung*. Bd. I, 6. Aufl., 1978; Bd. II, 6. Aufl., 1979; Bd. III, 7. Aufl., 1986; Bd. IV, 1. Aufl. 1989. Stuttgart.
- Ders., *Neue Wege der Wissenschaftsphilosophie*. Berlin/Heidelberg/New York 1980.
- Weinrich, Harald, *Formen der Wissenschaftssprache*. In: *Jahrbuch 1988 der Akademie der Wissenschaften zu Berlin*. Berlin 1989, 119–158.
- Wiegand, Herbert Ernst, *Mit Wittgenstein über die Wortbedeutung nachdenken. Gebrauch? Regel des Gebrauchs? Ein Etwas im Kopf?* In: *Sprache und*

Sprachen in den Wissenschaften. Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Herbert Ernst Wiegand. Berlin/New York 1999, 404–461.

Wittgenstein, Ludwig, *Tractatus Logico-Philosophicus*. Frankfurt a.M. 1960. [Zuerst: London 1922].

Ders., *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a.M. 1967.

Zilian, Hans Georg, *Sprachphilosophie in den Gesellschaftswissenschaften*. In: *Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Hrsg. von Marcelo Dascal, Dietfried Gerhardus, Kuno Lorenz, Georg Meggle. 2. Halbband. Berlin/New York 1996, 1454–1469.

Rainer Wimmer, Trier

145. Sprachkritik in der Öffentlichkeit seit der Mitte des 20. Jahrhunderts

1. Ziele, Tendenzen, Traditionen
2. Sprachkritik nach 1945
3. Sprachkritik seit den 70er Jahren: Verwaltung, Justiz, Medizin, Bildung, Politik, Umwelt, Feminismus, Medien
4. Literatur (in Auswahl)

1. Ziele, Tendenzen, Traditionen

Sprachkritik gibt es im 20. Jh. und insbesondere seit der Mitte des 20. Jhs. in verschiedenen Domänen des öffentlichen Sprachgebrauchs: im Journalismus, in der Literaturkritik, in der journalistischen Kommentierung des politischen Sprachgebrauchs, in den politischen Auseinandersetzungen selbst und letztlich in allen gesellschaftlichen Institutionen, die „sprachförmig“ organisiert sind, d. h. die ihre Organisationsformen auf sprachliche Formulierungen und Festsetzungen gründen. Zu diesen sprachförmig organisierten Institutionen gehören insbesondere der Staat selbst (konstituiert durch die Verfassung), dann die Parlamente, das System der Jurisprudenz und die Institutionen der ausführenden Gewalt: die Regierung, die Verwaltung und alle Organe, die ihnen nachgeordnet sind. Äußerungen bzw. Feststellungen all dieser Institutionen sind Gegenstände der öffentlichen Sprachkritik.

Sprachkritik beruht auf der sprachreflexiven Kompetenz, die jeder Sprecher einer natürlichen Sprache hat. Es ist eine universale Eigenschaft aller natürlichen Sprachen, dass man in ihnen bzw. mit ihnen über die Sprache selbst sprechen kann, über Elemente der Sprache und des Sprachgebrauchs, über sprachliche Handlungen und deren Folgen in der Gegenwart und in der Geschichte. Augenfälliger Hinweis auf dieses selbstreflexive Potential natürlicher Sprachen ist die Tatsache, dass es in den Sprachen Ausdrücke

wie *Wort*, *Satz*, *Aussage* gibt, mit denen man auf Elemente der Sprache und des Sprachgebrauchs Bezug nehmen kann. Entsprechend der Selbstreflexivität der Sprache gibt es Sprachkritik in allen Lebensbereichen, in denen Sprache eine Rolle spielt, z. B. im kindlichen Spracherwerb (Fehlerkorrekturen), in der schulischen Erziehung, in der beruflichen Aus- und Weiterbildung, in Situationen der Lebensplanung, in der partnerschaftlichen Beziehung. Sprachkritik und Sprachgestaltung in all diesen Bereichen haben Einfluss auf die Sprachentwicklung. Allerdings sind diese Einflüsse kaum untersucht. Die germanistische Sprachwissenschaft und die in ihrem Rahmen etablierte Sprachkritik haben sich auf die oben genannten kommunikativen Domänen und Gegenstände konzentriert.

Sprachkritik in der Öffentlichkeit ist Kritik an Sprachverwendungsweisen und an sprachlichen Haltungen sowie Einstellungen, wie sie in der Öffentlichkeit, d. h. vor allem in veröffentlichten Texten, sichtbar werden. Damit spielen die Medien, die Printmedien (die Presse, aber auch populäre Ratgeber), der Hörfunk, das Fernsehen und die neuen elektronischen Medien eine wichtige Rolle. Es geht dabei nicht nur um die Vermittlungsfunktion, vielmehr bestimmen die Medien zunehmend auch, welche Inhalte interessant (und damit relevant) sind und auf welche Art und Weise sie öffentlich diskutiert werden können. Die medialen Vermittlungs- und Präsentationsmöglichkeiten bestimmen auch weitgehend das, was unter Kritik von Sprache und Sprachgebrauch in der Öffentlichkeit verstanden werden kann. Der Sprachkritikbegriff kann nicht eingeschränkt werden auf die linguistische Analyse des Sprachsystems oder des Sprachgebrauchs. Immer sind auch Zusammenhänge zu anderen sozialen Verhaltensweisen und Einstellungen gefragt; immer

Sprachen in den Wissenschaften. Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Herbert Ernst Wiegand. Berlin/New York 1999, 404–461.

Wittgenstein, Ludwig, *Tractatus Logico-Philosophicus*. Frankfurt a.M. 1960. [Zuerst: London 1922].

Ders., *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a.M. 1967.

Zilian, Hans Georg, *Sprachphilosophie in den Gesellschaftswissenschaften*. In: *Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Hrsg. von Marcelo Dascal, Dietfried Gerhardus, Kuno Lorenz, Georg Meggle. 2. Halbband. Berlin/New York 1996, 1454–1469.

Rainer Wimmer, Trier

145. Sprachkritik in der Öffentlichkeit seit der Mitte des 20. Jahrhunderts

1. Ziele, Tendenzen, Traditionen
2. Sprachkritik nach 1945
3. Sprachkritik seit den 70er Jahren: Verwaltung, Justiz, Medizin, Bildung, Politik, Umwelt, Feminismus, Medien
4. Literatur (in Auswahl)

1. Ziele, Tendenzen, Traditionen

Sprachkritik gibt es im 20. Jh. und insbesondere seit der Mitte des 20. Jhs. in verschiedenen Domänen des öffentlichen Sprachgebrauchs: im Journalismus, in der Literaturkritik, in der journalistischen Kommentierung des politischen Sprachgebrauchs, in den politischen Auseinandersetzungen selbst und letztlich in allen gesellschaftlichen Institutionen, die „sprachförmig“ organisiert sind, d. h. die ihre Organisationsformen auf sprachliche Formulierungen und Festsetzungen gründen. Zu diesen sprachförmig organisierten Institutionen gehören insbesondere der Staat selbst (konstituiert durch die Verfassung), dann die Parlamente, das System der Jurisprudenz und die Institutionen der ausführenden Gewalt: die Regierung, die Verwaltung und alle Organe, die ihnen nachgeordnet sind. Äußerungen bzw. Feststellungen all dieser Institutionen sind Gegenstände der öffentlichen Sprachkritik.

Sprachkritik beruht auf der sprachreflexiven Kompetenz, die jeder Sprecher einer natürlichen Sprache hat. Es ist eine universale Eigenschaft aller natürlichen Sprachen, dass man in ihnen bzw. mit ihnen über die Sprache selbst sprechen kann, über Elemente der Sprache und des Sprachgebrauchs, über sprachliche Handlungen und deren Folgen in der Gegenwart und in der Geschichte. Augenfälliger Hinweis auf dieses selbstreflexive Potential natürlicher Sprachen ist die Tatsache, dass es in den Sprachen Ausdrücke

wie *Wort*, *Satz*, *Aussage* gibt, mit denen man auf Elemente der Sprache und des Sprachgebrauchs Bezug nehmen kann. Entsprechend der Selbstreflexivität der Sprache gibt es Sprachkritik in allen Lebensbereichen, in denen Sprache eine Rolle spielt, z. B. im kindlichen Spracherwerb (Fehlerkorrekturen), in der schulischen Erziehung, in der beruflichen Aus- und Weiterbildung, in Situationen der Lebensplanung, in der partnerschaftlichen Beziehung. Sprachkritik und Sprachgestaltung in all diesen Bereichen haben Einfluss auf die Sprachentwicklung. Allerdings sind diese Einflüsse kaum untersucht. Die germanistische Sprachwissenschaft und die in ihrem Rahmen etablierte Sprachkritik haben sich auf die oben genannten kommunikativen Domänen und Gegenstände konzentriert.

Sprachkritik in der Öffentlichkeit ist Kritik an Sprachverwendungsweisen und an sprachlichen Haltungen sowie Einstellungen, wie sie in der Öffentlichkeit, d. h. vor allem in veröffentlichten Texten, sichtbar werden. Damit spielen die Medien, die Printmedien (die Presse, aber auch populäre Ratgeber), der Hörfunk, das Fernsehen und die neuen elektronischen Medien eine wichtige Rolle. Es geht dabei nicht nur um die Vermittlungsfunktion, vielmehr bestimmen die Medien zunehmend auch, welche Inhalte interessant (und damit relevant) sind und auf welche Art und Weise sie öffentlich diskutiert werden können. Die medialen Vermittlungs- und Präsentationsmöglichkeiten bestimmen auch weitgehend das, was unter Kritik von Sprache und Sprachgebrauch in der Öffentlichkeit verstanden werden kann. Der Sprachkritikbegriff kann nicht eingeschränkt werden auf die linguistische Analyse des Sprachsystems oder des Sprachgebrauchs. Immer sind auch Zusammenhänge zu anderen sozialen Verhaltensweisen und Einstellungen gefragt; immer

geht es um Wertungen, die neben sprachlichen auch nicht-sprachliche Normen zum Hintergrund haben; und Sprachkritik bedeutet in diesem Zusammenhang immer auch Sprecherkritik, d. h. die Meinungen, Haltungen und Dispositionen der Sprecher stehen mit zur Diskussion.

Die Sprachkritik, so wie sie seit der Mitte des 20. Jhs. im deutschsprachigen Raum betrieben wird, ist in ihren Ausprägungen und Zielen nicht zu verstehen ohne ihre Ursprünge bzw. Quellen in der Sprachgeschichte des Deutschen. Schiewe 1998 hat in seiner „Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart“ insbesondere die Situation der sprachkritischen Bemühungen im deutschsprachigen Raum seit dem Beginn der Neuzeit nachgezeichnet. Danach war Sprachkritik immer Sprachgebrauchskritik, sie war methodenbewusst und orientierte sich an idealen Vorstellungen von Sprache und Sprachgebrauch, sie verstand sich als konstruktiv, eingreifend und oft auch als emanzipatorisch (vgl. Schiewe 1998, 25ff.). von Polenz 1999 hat in seiner „Deutschen Sprachgeschichte“ die Sprachkritik im 19. und 20. Jh. ausführlich behandelt (vgl. von Polenz 1999, Kap. 6.8., 294–337). Danach sind in der öffentlichen Sprachkritik nach 1945 wenigstens drei Denk- und Stiltraditionen wirksam, die ihre Quellen in den literarischen und intellektuellen Auseinandersetzungen in der Zeit vor und nach der Jahrhundertwende 1900 haben. Die angesprochenen Traditionen sind:

1. Es gibt unter Literaten der Jahrhundertwende 1900 eine intensive Diskussion über eine „Sprachkrise“, die darin bestehen soll, dass die Ausdruckspotentiale der natürlichen Sprache als unzulänglich empfunden werden für die Ausdrucksbedürfnisse der Schriftsteller (vgl. von Polenz 1983; von Polenz 1999, 473ff.).
2. Im Zusammenhang mit nationalistischen Tendenzen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts gibt es eine sprachkonservative Sprachkritik, die für eine „Reinerhaltung“ der deutschen Sprache kämpft, gegen „Fremdwörter“ (Sprachpurismus) und gegen einen angeblichen „Sprachverfall“ (vgl. Schiewe 1998, Kap. V; von Polenz 1999, Kap. 6.7.).
3. Es gibt Ende des 19. Jhs. von seiten der philosophischen Logik Anstöße zu einer erkenntniskritisch orientierten Sprachkritik, die ihre Aufgabe darin sieht, zu prüfen, inwieweit die natürliche Sprache in der Lage ist, den naturwissenschaftlichen Anforderungen an eine „objektive“ Darstellung der Sachverhalte gerecht zu werden. Die erkenntniskritischen Fragen an die Sprache sind ein durchgehendes Thema z. B. in der Sprachkritik Fritz Mauthners (vgl. Mauthner 1901/2).

Die drei genannten Traditionen sind virulent in der Sprachkritik der 2. Hälfte des 20. Jhs.: Die literarisch inspirierte Sprachkritik findet sich wieder in der sprachkritischen Kulturkritik nach 1945. Die konservative Sprachpflege bestimmt weitgehend die Sprachglossen und Sprachkommentierungen in der Tages- und Wochenpresse. In öffentlichen Argumentationen über den Sprachgebrauch beruft man sich häufig auf „die“ Logik, die freilich in den meisten Fällen eine Logik nach dem eigenen Sprachgefühl ist.

2. Sprachkritik nach 1945

Die Sprachkritik nach 1945 entzündete sich in der Auseinandersetzung mit dem NS-Sprachgebrauch. Die kritische Analyse des Nazi-Sprachgebrauchs, die Dokumentation und die Diskussion der Konsequenzen, die aus den Erfahrungen mit dem Nazi-Sprachgebrauch zu ziehen sind, etablieren in der Bundesrepublik Deutschland eine eigenständige Forschungsrichtung (vgl. die Bibliographie von Kinne/Schwitalla 1994). In diesem Rahmen haben zwei publizistische Ereignisse eine besondere und sehr nachhaltige Wirkung entfaltet, zum einen die sprachkritischen Essays von Victor Klemperer 1947: LTI, Lingua Tertii Imperii, und zum anderen das „Wörterbuch des Unmenschen“ von Dolf Sternberger, Gerhard Storz und Wilhelm E. Süskind 1968. Klemperers kulturhistorische und semantische Studien sind aus seinen akribischen Tagebuchaufzeichnungen während der NS-Zeit hervorgegangen. Die Tagebücher, die 1995 publiziert wurden, demonstrieren eindringlich den Zusammenhang zwischen den alltäglichen Erfahrungen eines durch die Nazis verfolgten Romanistik-Professors und den Sprachbeobachtungen. Klemperer hat nach dem Kriegsende 1945 seine Tagebuchaufzeichnungen fortgeführt und strukturähnliche Beobachtungen am Sprachgebrauch der neuen Machthaber gemacht. – Die Beiträge „Aus dem Wörterbuch des Unmenschen“ sind kultur- und sprachhistorisch vergleichbar mit Klemperers Arbeiten. Sie zeigen anhand von literarisch-kulturhistorischen Interpretationen einzelner Wörter und Wendungen den Missbrauch, den die Nazis mit der Sprache getrieben haben. Musterbeispiel ist der Ausdruck *Betreuung* als Euphemismus für die Tötung von Juden, Roma und Sinti, Homosexuellen und anderen Angehörigen von Minderheiten in Konzentrationslagern

der Nazis. Die nachhaltige Wirkung, die das „Wörterbuch des Unmenschen“ auf die Sprachkritik in der Bundesrepublik Deutschland ausgeübt hat, hängt auch mit einem Methodenstreit zusammen, der in den 60er Jahren zwischen den Verfassern des Wörterbuchs und strukturalistisch orientierten Sprachwissenschaftlern ausgetragen wurde. Eine wichtige kontroverse Frage war z. B., ob Eigenschaften der sprachlichen Form (Struktur) Dispositionen dafür bieten, dass die Ausdrücke manipulativ missbraucht werden. Können beispielsweise die sprachlichen Kasusformen inhaltlich interpretiert werden? Kann der Objektkasus Akkusativ als „Zugriffskasus“ gedeutet werden, so dass der Akkusativ in „jemanden betreuen“ im Unterschied zu „jemandem (Dativ) treu sein“ bereits von der Form her eine objektivierend-verschärfende Bedeutung hat? (Vgl. die Dokumentation der Kontroverse um den „inhumanen Akkusativ“ in Sternberger/Storz/Süskind 1968). Im nachhinein betrachtet, war der Methodenstreit in mehrfacher Hinsicht fruchtbar: Die strukturalistisch orientierten Germanisten konnten deutlich machen, a) dass es nicht „die“ Sprache mit ihren grammatischen Formen ist, die unter Manipulationsverdacht zu stellen ist, sondern dass der Gebrauch, den bestimmte Sprecher/innen und gesellschaftliche Gruppen von der Sprache machen, unter sozialen, politischen und ideologischen Gesichtspunkten kritikwürdig ist, b) dass vorschnelle Bewertungen des Sprachgebrauchs (als „böse“, „geistlos“, „unheilvoll“ u. ä.) der Vermittlung einer berechtigten und sprachwissenschaftlich sehr wohl begründbaren Kritik an den Sprachmanipulationen der Nazis nicht förderlich sind, c) dass der Sprachgebrauch der Nazis eine Tradition hat, die bis ins 19. Jh. zurückreicht. Die Autoren des „Wörterbuchs des Unmenschen“ konnten ihrer kulturkritischen Sprachbetrachtung eine breitere Basis verschaffen und plausibel machen, dass es tatsächlich historisch „belastete“ Begriffe im heutigen Deutsch gibt, deren aufklärende Analyse einen wichtigen Teil der Auseinandersetzung mit der Nazi-Vergangenheit darstellt. (Zum „Streit über die Sprachkritik“ vgl. von Polenz 1999, 317ff.; Schiewe 1998, 242ff.).

Die sprach- und kulturkritische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus hat nachhaltige Auswirkungen auf die öffentlichen Diskurse der Folgezeit gehabt und ist bis heute wirksam (vgl. Stötzel/Wengeler

1995). Die Anstöße sind vor allem von der kritischen Studentengeneration der 60er Jahre aufgenommen worden. Ausgelöst von krisenhaften Wirtschaftsentwicklungen zu Beginn der Nach-Adenauer-Ära, von der konstatierten „Bildungskatastrophe“, von einer kritischen Reflexion der Nachkriegsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland und von einer Kritik an der ideologischen „Aufrüstung“ an den Fronten des „Kalten Kriegs“ zwischen West- und Osteuropa wurde ein Umdenken im „Establishment“ auf allen Ebenen der staatlichen Institutionen gefordert, vor allem im universitären Bildungswesen. Die sog. Systemkritik wurde zu einem guten Teil als Sprachkritik betrieben. Das Wort „Kritik“ selbst wurde vorübergehend zu einem Modewort, und Wörter wie „hinterfragen“, „umdenken“, „umfunktionalisieren“ erlangten die politische und institutionenkritische Bedeutung, die sie heute noch haben (vgl. von Polenz 1999, 322f.). Die Kritik am Nationalsozialismus wurde radikalisiert, verbunden mit einer Kritik an der „Verdrängung“ der Nazi-Vergangenheit in den 50er Jahren. Die feuilletonistisch-kulturkritische Auseinandersetzung mit dem Nazi-Sprachgebrauch und die universitätsgermanistische Sprachkritik wurden als Ausdruck eines „hilflosen Antifaschismus“ gekennzeichnet (Haug 1967). Gefordert wurde eine politische Sprachkritik auf neomarxistischer Grundlage. Den theoretischen Hintergrund für diese Art von Sprachkritik lieferte in Westdeutschland die Philosophie der Frankfurter Schule, begründet von Horkheimer und Adorno (vgl. von Polenz 1999, 322).

Die zum großen Teil akademische Sprachkritik im Umfeld der sog. Studentenbewegung von 1968 ist in der breiteren Öffentlichkeit und auch von sprachinteressierten Bürgern nur begrenzt rezipiert worden. Die Wirkungen waren eher indirekt und erfolgten mit einiger Verzögerung, nämlich dann, als die Studierenden der sog. 68er Generation selbst ins Berufsleben eintraten und beispielsweise in der Politik, in den Medien oder im schulischen Bildungswesen tätig wurden. So erfolgten a) eine allgemeine Sprachsensibilisierung in verschiedenen Bereichen des öffentlichen Lebens und Verkehrs, z. B. in der Verwaltung, im Bildungswesen und im Sozialbereich, b) eine erhöhte Aufmerksamkeit auf den Umgang mit Sprache in der Politik, c) eine sorgfältigere Beobachtung des Sprachgebrauchs in den Medien (Printmedien, Rundfunk und Fernsehen).

Eine „entmenslichende“ Sprache in der Verwaltung und Bürokratie der Nazis hatte Victor Klemperer bereits in seiner „LTI“ kritisiert. Ausdrücke wie „aufziehen“ und „spuren“, die dem Bereich der Technik entnommen waren („eine Uhr aufziehen“, „das Fahrzeug ist nicht in der Spur, spurt nicht“), ließen in ihrer Übertragung auf menschliche Handlungen und Aktivitäten („eine groß aufgezogene Aktion“, „die Schulklasse spurt nicht“) die Menschen wie Funktionsteile einer Maschine erscheinen. An diese Kritik konnte Karl Korn 1959 mit seinem einflussreichen Buch „Sprache in der verwalteten Welt“ anknüpfen. Für ihn kam der rationalisierende, funktionalisierende und automatisierende Zugriff der Verwaltung und der Bürokratie auf die Bürger in bestimmten Sprachformen und Ausdrucksweisen zum Ausdruck; z. B. in passivischen Satzformen, in Nominalisierungen, in bestimmten Wortbildungen. So kritisierte er z. B. die Verwendung von „Betriebsangehöriger“ statt „Arbeiter“, „Angestellter“ oder den Gebrauch einer Funktionsverbfügung wie „eine Veranstaltung zur Durchführung bringen“ anstelle des einfachen verbalen Ausdrucks „etwas veranstalten“. Der Nominalstil erschien ihm als Zeichen einer funktionalisierenden Betrachtungsweise der menschlichen Handlungen im Alltags- und Berufsleben. Der Mensch erschien nicht mehr als das autonom handelnde Wesen, sondern als Funktionsteil im Räderwerk der Gesellschaft. In der verwalteten Welt funktioniert der entmündigte Bürger (vgl. Schiewe 1998, 234ff.).

Die linguistische Sprachkritik hat die von Korn monierten sprachlichen Formen in der Folgezeit differenzierter interpretiert. So wurde beispielsweise gezeigt, dass eine Funktionsverbfügung wie „zur Aufführung bringen“ im Vergleich zu dem einfachen Verb „aufführen“ einen anderen semantischen Aspekt in der Aussage hervorhebt; der Beginn bzw. die inchoative Perspektivierung der Handlung(sfolge) wird betont bzw. ausgedrückt; die Funktionsverbfügung und das einfache Verb haben nicht dieselbe Bedeutung. Die Funktionsverbfügung ist nicht lediglich eine verwaltungssprachliche Variante des einfachen Verbs, sondern stellt eine semantische Bereicherung des Ausdruckssystems dar (vgl. z. B. von Polenz 1963; Heringer 1968). Die differenziertere sprachwissenschaftliche Interpretation relativiert zwar die Wertungen, die Karl Korn bezüglich der sprachlichen Formen vornimmt, aber sie stellt

nicht in Frage, dass die sog. Verwaltungssprache sowohl in den sprachlichen Formen wie auch den Inhalten Besonderheiten entwickelt, die auffällig sind und in der Sprachgesellschaft Kommunikationsschwierigkeiten hervorrufen. Aus linguistischer Sicht erscheinen die Wertungen und Urteile, wie sie Karl Korn vornimmt, zuweilen als kurzschlüssig, insofern allzu direkt von sprachlichen Formphänomenen auf Einstellungen, Meinungen und Gesinnungen der Sprecher/innen geschlossen wird. Die linguistische Sprachkritik setzt mehr auf die differenzierte Analyse mit dem Ziel, die besondere Funktionsweise der Verwaltungssprache als einer Art Fachsprache herauszuarbeiten. Die direkt und oft intuitiv wertende Sprachkritik nach Korn's Muster bleibt aber bis heute in der Öffentlichkeit lebendig und bestimmt weitgehend die regelmäßigen feuilletonistischen Sprachglossen in den überregionalen Tageszeitungen. Die intuitive Sprachglossatorik hat den Vorteil, dass sie oft unmittelbar – wenn auch nur punktuell – das „Sprachgefühl“ der „normalen“ Sprecher/innen artikulieren kann.

3. Sprachkritik seit den 70er Jahren: Verwaltung, Justiz, Medizin, Bildung, Politik, Umwelt, Feminismus, Medien

Die über einzelne Monita hinausgehende, allgemeine Kritik an der Verwaltungssprache, die sich in den 70er Jahren aufgrund einer erhöhten Sprachsensibilität etabliert, richtet sich vor allem gegen die Schwerverständlichkeit und Unzulänglichkeiten von Verwaltungstexten. Die Kommunikation zwischen der öffentlichen Verwaltung und den Bürgern scheint gestört; mehr Bürgernähe wird eingefordert (Bibliographie: Becker-Mrotzek 1992; Dieckmann 1992, 18ff.). Da es auch um die Funktionsfähigkeit und die Optimierung der Verwaltung geht, interessieren sich auch die Politik und renommierte öffentliche Institutionen wie die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung für das Problem (vgl. Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung 1980/81). Kritische Untersuchungen wurden vor allem zur Schwerverständlichkeit von einzelnen Wörtern und Wortbildungen angestellt (vgl. Zifonun/Strauß 1985), zum Satzbau (vgl. z. B. Glinz 1973/1978) und zum Textaufbau sowie zur Textverständlichkeit (Bibliographie: Biere 1991, 30ff.). Die Untersuchungen führten zu vieldiskutierten Vor-

schlagen zur Verbesserung der Kommunikation zwischen Verwaltung und Bürgern (vgl. Grosse/Mentrup (Hrsg.) 1980, 1982).

Eng verknüpft mit der Kritik an der Verwaltungssprache ist eine öffentliche Auseinandersetzung mit dem juristischen Sprachgebrauch. Auch diese hat eine lange Tradition (vgl. von Polenz 1999, 485 ff.), wird in den letzten Jahrzehnten des 20. Jhs. aber verschärft durch eine zunehmende Juridifizierung des gesellschaftlichen Lebens, auch des Alltagslebens. Den Bürger/innen erscheinen ihre gesellschaftliche Umwelt und die gesellschaftlichen Institutionen immer stärker geprägt von juristischen Konstruktionen, zu denen sie auf der Basis ihres Alltagssprachgebrauchs nur beschränkt Zugang haben (vgl. Searle 1997; Wimmer 1998). Sprachbarrieren ergeben sich, ähnlich wie bei der Verwaltungssprache, vor allem durch einen komplexen und unübersichtlichen Satzbau und durch diffizile Textstrukturen (Bibliographie: Nussbaumer 1997). Kommunikationskonflikte, die zu sprachkritischen Untersuchungen geführt haben, ergeben sich aber auch durch die Pragmatik juristischen Handelns und Entscheidens. Der Sprachgebrauch in vorgerichtlichen und gerichtlichen Verfahren ist zum Gegenstand der sog. forensischen Linguistik geworden (vgl. Becker-Mrotzek 1991; Hoffmann 1989; Grewendorf 1992; Nothdurft 1995 ff.). Die schwierige Vermittlung von juristischen Gegenständen und Sachverhalten für die sog. Laien ist in den Medien zunehmend Anlass für kommunikations- und sprachkritische Betrachtungen.

Neben der Verwaltung und Justiz sind vor allem auch die institutionalisierte Medizin und das Bildungswesen zu Gegenständen kommunikationskritischer Analysen sowie öffentlicher Diskussionen geworden (Bibliographie: vgl. Becker-Mrotzek 1992, 8 f.). Im Bereich der Medizin stehen Verstehens- und Verständigungsschwierigkeiten zwischen Patienten und Mediziner, zwischen Therapeuten und Klienten im Vordergrund der Betrachtung. Auch hier geht es nicht nur um die Analyse und den Abbau von fachsprachenbedingten Kommunikationsbarrieren, sondern darüber hinaus um die pragmatische Untersuchung von Gesprächssituationen, die aufgrund von unterschiedlichen Sozialisations- und Lebenserfahrungen der Beteiligten schwierig sind (vgl. Ehlich/Koerfer/Redder/Weingarten 1990). Im Bereich der schulischen Sozialisation stehen Fragen des Sprachverhaltens im Unterricht im Mittelpunkt der Be-

trachtung (vgl. z. B. Goeppert (Hrsg.) 1977). Es liegt auf der Hand, dass die zunehmend multikulturelle Sozialisation der Schüler/innen ein kommunikatives Konfliktpotential erzeugt, das in der Zukunft Lehrer/innen, Pädagogen, Erziehungswissenschaftler und die (notwendig interessierte) Öffentlichkeit verstärkt beschäftigen wird.

Die Bildungsinitiativen und die Protestbewegungen der 60er Jahre haben vor allem einen neuen kritischen Umgang mit der politischen Sprache in der Öffentlichkeit gefördert. Man kann von einer neuen politischen Sprachkultur und Streitkultur sprechen (vgl. von Polenz 1999, 555 ff. und Wengeler in Stötzel/Wengeler 1995, 383 ff.). „Mehr Demokratie wagen“ war der Slogan der neuen sozialdemokratischen/freidemokratischen Bundesregierung, die Ende der 60er Jahre die konservative Regierung ablöste. Politisch-gesellschaftliche Schlüsselbegriffe wie „Chancengleichheit“, „Emanzipation“, „Selbstverwirklichung“, „Entspannung“, „Friedenspolitik“, „Lebensqualität“ prägten die Diskussionen um die Bildungsreform, um die Umgestaltung des Arbeitslebens und die neue Entspannungspolitik gegenüber den osteuropäischen Ländern. Die konservativen Parteien erkannten aus der Oppositionsrolle heraus, dass Politik auch als Sprachkampf betrieben werden musste. Es ging darum, die „Begriffe zu besetzen“, die in der öffentlichen Diskussion die Meinungen und Einstellungen der Bürger/innen bestimmten (vgl. Behrens/Dieckmann/Kehl 1982). Bei aktiven Politikern setzte sich die Meinung durch, dass Politik auch als Sprachpolitik betrieben werden müsse, mit den Mitteln einer Art von Sprachlenkung, wenn auch einer demokratisch gemäßigten Sprachlenkung.

Die gemäßigte Sprachlenkung im demokratischen Staat wurde von Theoretikern, die der aktiven Politik nahestanden, unter Hinweis auf die Kommunikationserfordernisse und -bedürfnisse in der Demokratie gerechtfertigt. So argumentierte z. B. Wolfgang Bergsdorf (vgl. Bergsdorf 1978), dass eine relativ weite, vielleicht auch vage und unbestimmte Begrifflichkeit in der Bezeichnung von politischen Konzepten und Zielen durch Politiker durchaus wünschenswert und in bestimmten Situationen auch erforderlich sei, weil es im öffentlichen politischen Reden in der Demokratie darauf ankomme, aus sehr vielen unterschiedlichen Meinungen einen zielorientierten Konsens herzustellen. Konsensbildung ist notwendig, um die Hand-

lungsfähigkeit und die Handlungslegitimation der Politik herzustellen. Unbestimmte Begriffe im öffentlichen Reden sind nach Bergsdorf der Konsensbildung dienlich, weil sehr viele Bürger/innen in dem weiten Begriffsumfang ihre unterschiedlichen Meinungen wiederfinden können. Vage Begriffe behindern danach nicht das Verstehen und die Verständigung, sondern fördern sie. Unbestimmte Ausdrucksweise bündelt gewissermaßen die Divergenzen in den Meinungen und Vorstellungen zu einem Konsens. Dies ist eine demokratietheoretische Rechtfertigung des Gebrauchs von Schlagwörtern in der öffentlichen politischen Auseinandersetzung. Es wird deutlich, warum das „Besetzen von Begriffen“ eine wichtige politische Aufgabe ist. Zugleich wird klar, warum semantische Kämpfe in der Politik unvermeidbar sind und inwiefern die Politiker eine Art Sprachlenkung betreiben müssen. Den Politikern kommt nämlich die Aufgabe zu, die „einigen“ Schlagwörter vorzuschlagen und – vor allem über die Massenmedien – bei den Bürgerinnen und Bürgern bzw. beim Wahlvolk durchzusetzen.

Der sprachsteuernde Impetus, der vom politischen Handeln ausgeht, fördert nicht nur semantische Kämpfe zwischen den politischen Parteien, sondern provoziert auch öffentliche Kritik an den Konzeptbildungen und am Sprachgebrauch, die sich vor allem in den Printmedien artikulieren. Seit der Aufklärung, seit Immanuel Kants Beantwortung der Frage „Was ist Aufklärung?“ im Jahre 1784 korrespondiert der Sprachlenkung der Regierenden „die Kunst nicht dermaßen regiert zu werden“ (Foucault 1992, 12). Das autonome, vernunftbegabte Individuum fordert sein Recht gegen die anonyme Sprachgewalt der Regierenden. Die kritische Haltung führt zu einer Erkenntniskritik und Sprachkritik bezüglich der Zusammenhänge zwischen Macht, Wissen, Wahrheit und Individuum bzw. Subjekt (vgl. Foucault 1992). Zu Beginn des 20. Jhs. hat Fritz Mauthner in seinen „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache“ (Mauthner 1901/2) eine Programmatik formuliert, nach der Sprachkritik zugleich Erkenntniskritik ist und Erkenntniskritik in Form von Sprachkritik durchgeführt wird. Die Erkenntnis der gesellschaftlichen Wirklichkeit soll in ständiger Bewegung gehalten werden durch eine fortlaufende Kritik an Verfestigungen bzw. Normierungen in der Sprache. Diese Programmatik bestimmt seit den 70er Jahren zunehmend die öffentlichen

Debatten um den Sprachgebrauch in der Politik. Dabei ist zu beobachten, dass die Sprachkritiker/innen sich nicht auf die Analyse und Deskription von problematischen Sprachnormierungen beschränken, sondern Empfehlungen für einen veränderten Sprachgebrauch geben. Dieser Trend zur eingreifenden Sprachkritik, die auf öffentliche Wirksamkeit zielt, wird in einigen Kommunikationsbereichen besonders deutlich, z. B. in Debatten um die politische Streitkultur, in der Umweltdiskussion, in der feministischen Kritik um die Benachteiligung von Frauen in unserer Gesellschaft, in Debatten um die zunehmend multikulturelle Komplexität unserer Gesellschaft, in der sog. Terrorismusdebatte.

Debatten um die politische Streitkultur bzw. den angemessenen Sprachgebrauch in politischen Kontroversen flammen regelmäßig auf, wenn kommunikative Fehlgriffe von Politikern öffentliche Aufmerksamkeit erregen. Dabei geht es niemals nur um die äußerlichen Sprach- und Ausdrucksformen, sondern die Kontroversen um den Sprachgebrauch sind die Kontroversen um die politischen Gegenstände und Sachverhalte. In der Bundesrepublik gibt es seit ihrem Bestehen eine lange Kette von öffentlich geführten Auseinandersetzungen um die Verdrängung der Gewalt- und Schreckenstaten der Nazi-Diktatur, um die Verharmlosung von Antisemitismus und um Tendenzen, das Erinnern an die Gewaltherrschaft und deren Folgen mit einem sog. „Schlussstrich“ zu beenden, um die deutsche Geschichte in der ersten Hälfte des 20. Jhs. als Teil einer „Normalität“ erscheinen zu lassen (vgl. Stötzel in Stötzel/Wengeler 1995, 355–382). Beispielsweise muss der Bundestagspräsident Jenninger im Jahre 1988 von seinem Amt zurücktreten, weil er sich nach der Meinung vieler in seiner Gedenkrede zur sog. Reichspogromnacht 1938 in der Perspektivierung der Nazi-Gewalttaten vergriffen hatte (vgl. von Polenz 1989; Krebs 1993; Heringer 1990, 163–176). Und beispielsweise löst der Bundespräsident Richard von Weizsäcker mit einer Rede am 8. Mai 1985 zur Erinnerung an das Kriegsende am 8. Mai 1945 eine bis über die Jahrhundertwende hinausreichende Debatte über die Frage aus, ob das Kriegsende korrekterweise als „Niederlage“ oder als „Befreiung“ zu bezeichnen ist.

Ein virulentes Thema der öffentlichen Sprachkritik bleibt die Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus, mit dem latenten

Rassismus und mit der Ausländerfeindlichkeit in der multikulturellen Gesellschaft (vgl. Wengeler in Stötzel/Wengeler 1995, 711 ff.). Reste von völkischem Nationalismus, Ängste vor „Überfremdung“, diffuse Ängste in bezug auf wirtschaftliche Umstrukturierungen in der Gesellschaft (Verlust von Arbeitsplätzen), die Öffnung der Grenzen in Europa und die Globalisierung von Kommunikation und Wirtschaft erscheinen als Ursache für Angriffe gegen Ausländer und Minderheiten (vgl. Jäger/Jäger 1999 und S. Jäger 1999, 235 ff.). In den 60er Jahren wurden Arbeitsemigranten noch als „Gastarbeiter“ begrüßt; Ende des Jahrhunderts ist häufig von „Überfremdung“, von „Wirtschaftsflüchtlingen“ und von einer „Ausländerflut“ die Rede. In Wahlkämpfen wird mit Slogans wie „Das Boot ist voll“ um Wählerstimmen geworben.

Seit den 70er Jahren, in denen die Politik das Umweltthema „entdeckt“, gibt es eine breite öffentliche Diskussion über die Gefährdung der natürlichen Umwelt durch den Menschen und über eine ökologische Energiegewinnung (vgl. Haß in Strauß/Haß/Harras 1989, 397 ff.). Das Wort „Umwelt“ selbst wird zu einem deontischen Wort mit Appellfunktion (vgl. Hermanns 1991). Schlüsselwörter in den Auseinandersetzungen um die richtige Umweltpolitik sind Ausdrücke wie „Entsorgung“, „Risiko“, „Störfall“, „GAU (größter anzunehmender Unfall)“, „Waldsterben“, „Altlasten“, „Atommüll“, „Tschernobyl“. Eine besondere Rolle in der Umweltdiskussion spielt der Streit um Atomkraftwerke, insbesondere seit der Katastrophe im sowjetischen Kraftwerk Tschernobyl im Jahre 1986 (vgl. Jung in Stötzel/Wengeler 1995, 619 ff.). Ende des Jahrhunderts mündet der Streit in politische Auseinandersetzungen um den sog. Ausstieg aus der Kernenergie (vgl. Jung 1994).

Eines der wichtigsten sprachpolitischen Themen, das international und vor allem in den USA wirkungsvoll diskutiert wird, ist die Frage der Gleichberechtigung und Gleichbehandlung von Frauen in der Gesellschaft (vgl. von Polenz 1999, 327 ff.; Gorny in Stötzel/Wengeler 1995, 517–562; Schiewe 1998, 270 ff.). Man spricht auch von der sprachlichen Gleichbehandlung von Frauen. Damit ist vor allem zweierlei gemeint: Zum einen, dass das weibliche Geschlecht in den sprachlichen Ausdrucksformen des Sprachsystems hinreichend markiert wird, wenn es im Kontext darauf ankommt, eben solche Markierungen vorzunehmen. Beispielsweise soll-

ten die weiblichen bzw. movierten Formen von Berufsbezeichnungen verwendet werden, wenn Frauen bezeichnet werden: „Beamtin“, „Ministerin“, „Amtmännin“. Zum anderen geht es darum, die Partizipationsmöglichkeiten von Frauen in der mündlichen Kommunikation, in Gesprächen und vor allem in öffentlichen und institutionalisierten Diskursen zu verbessern. Untersuchungsergebnisse deuten darauf hin, dass Frauen in zahlreichen gesellschaftlich relevanten Situationstypen hinsichtlich ihrer Gesprächsbeteiligung, ihrer Durchsetzungsmöglichkeiten und hinsichtlich der Themenwahl und Gesprächssteuerung benachteiligt werden (Bibliographie: Peyer/Groth 1996). Dabei spielt auch die Ungleichverteilung von Status- und Rollenrollen in unserer Gesellschaft eine Rolle (vgl. Trömel-Plötz 1984, 1993). Die feministisch-linguistische Sprachkritik an Verwerfungen im Sprachsystem (vgl. Pusch 1984) und an einer defizienten kommunikativen Partizipation von Frauen (vgl. z. B. Tannen 1997) hat sicher dazu beigetragen, dass im Alltag wie auch in den öffentlichen Institutionen tatsächlich ein Sprachgebrauchswandel eingetreten ist, der Frauen mehr „sprachliche Präsenz“ verschafft. Das zeigt sich beispielsweise an der zunehmenden Verbreitung von movierten Personen- und Berufsbezeichnungen, auch in hyperkorrekten Formen („Mitgliederinnen“), an der Vermeidung des sog. generischen Maskulinums („der Bürger“ für alle Bürgerinnen und Bürger) und an der Zunahme von gesplitteten Formen (auch mit der Binnen-I-Schreibung) wie „Schüler/in“, „SchülerIn“. Der Wandel wird befördert durch Verwaltungs- und Gesetzesinitiativen, nach denen ein Frauen und Männer gleichbehandelnder Sprachgebrauch empfohlen bzw. vorgeschrieben wird (vgl. Stickel 1988; Guentherodt 1980, 1983; Guentherodt/Hellinger/Pusch/Trömel-Plötz 1980).

Neben den bereits angesprochenen Themen gibt es ein weiteres Themenspektrum, das in sprachkritischen Kontroversen in der Öffentlichkeit regelmäßig eine Rolle spielt. Dazu gehören das Terrorismus-Thema (vgl. Musolff 1996), Menschenrechtsfragen, das Problem der Schwangerschaftsunterbrechung bzw. der Tötung ungeborenen Lebens, das Euthanasie-Thema, das Problem der sog. Sterbehilfe. Die Auseinandersetzungen um den jeweils angemessenen Sprachgebrauch und insbesondere um die angemessene Bezeichnung der relevanten Gegenstände und Tatbestände werden oft nicht nur mit großem En-

gagement, sondern auch mit Rigorismus und Dogmatismus geführt. Ziel ist häufig, die Sprachgebrauchsnormen und die Wahrnehmungsnormen zu verändern. Ein interessen-geprägter, normgerechter, „politisch korrekter“ Sprachgebrauch soll durchgesetzt und etabliert werden. Gegen übertriebene Normierungsversuche im Sinne einer „politischen Korrektheit (political correctness)“ von Gruppensprachgebrauch kann eine linguistisch begründete und in der Aufklärungstradition stehende Sprachkritik ausgleichend wirken (vgl. Jung 1996; Wimmer 1998b).

In der bis 1990 bestehenden Deutschen Demokratischen Republik (DDR) konnte es aufgrund des politischen Systems keine öffentliche Sprachkritik geben, die mit der Streitkultur in der Bundesrepublik Deutschland vergleichbar gewesen wäre (Bibliographien: Hellmann (Hrsg.) 1976; Hellmann 1995). Der Sprachgebrauch in den Medien war weitgehend von der politischen Führung kontrolliert bzw. gleichgeschaltet (vgl. Schlosser 1990; von Polenz 1999, 562ff.; Hahn in Stötzel/Wengeler 1995, 285ff.; Eppler 1992, 36ff.). Erst mit und nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten im Jahre 1990, der sog. Wende, wurde in den ostdeutschen Staaten eine Sprachkritik öffentlich, die sich vor allem auf die Bewältigung der DDR-Vergangenheit und auf die Differenzen zwischen dem Sprachgebrauch in Westdeutschland und Ostdeutschland konzentrierte (vgl. Hellmann 1997; Heringer 1994; Kämper/Schmidt (Hrsg.) 1998; Reiher/Läzer (Hrsg.) 1996; Lang 1990).

Eine in den Medien wirksame Sprachkritik hat es immer auch durch Sprachglossen in den überregionalen Tages- und Wochenzeitungen gegeben (vgl. von Polenz 1999, 310ff.; Sanders 1992; Straßner 1995). Diese Sprachglossatorik hat ihre Ursprünge im kritischen Feuilleton Ende des 19. Jhs. und hat berühmte Vorbilder etwa in Karl Kraus oder Kurt Tucholsky. Gegenstände der Kritik sind u. a. Klagen über einen angeblichen Sprachverfall, Anglizismen bzw. Amerikanismen im Deutschen (vgl. von Polenz 1999, 400ff.; Jung in Stötzel/Wengeler 1995, 245ff.), „unkorrekt“ Sprachgebrauch in den Medien (vgl. Biere/Henne (Hrsg.) 1993) oder bestimmte Erscheinungen der Jugendsprache (Bibliographie: Neuland 1999). Medienwirksam in der neuesten Zeit ist vor allem auch die Auswahl von „Wörtern des Jahres“ und „Unwörtern des Jahres“, die eine Expertenjury im Zusammenhang mit der Gesellschaft

für deutsche Sprache auswählt (vgl. Hoberg 1996). Derartige Aktionen sind geeignet, die Sprachsensibilität in der breiten Öffentlichkeit zu fördern.

4. Literatur (in Auswahl)

Becker-Mrotzek, Michael, Arbeiten zur Kommunikation in juristischen Institutionen. In: DS 19, 1991, 270–288, 350–372.

Ders., Diskursforschung und Kommunikation in Institutionen. Heidelberg 1992. (Studienbibliographien Sprachwissenschaft 4).

Behrens, Manfred/Walther Dieckmann/Erich Kehl, Politik als Sprachkampf. Zur konservativen Sprachkritik und Sprachpolitik. In: Heringer (Hrsg.), 1988, 216–265.

Bergsdorf, Wolfgang, Politik und Sprache. München/Wien 1978.

Ders., Über die Schwierigkeiten des politischen Sprechens in der Demokratie. In: Wimmer (Hrsg.), 1985, 184–195.

Beutin, Wolfgang, Sprachkritik – Stilkritik. Eine Einführung. Stuttgart 1976.

Biere, Bernd Ulrich, Textverstehen und Textverständlichkeit. Heidelberg 1991. (Studienbibliographien Sprachwissenschaft 2).

Ders./Helmut Henne (Hrsg.), Sprache in den Medien nach 1945. Tübingen 1993.

Brunner, Margot/Karin M. Frank-Cyrus, Die Frau in der Sprache. Gespräche zum geschlechtergerechten Sprachgebrauch. Wiesbaden 1998.

Busse, Dietrich/Fritz Hermanns/Wolfgang Teubert (Hrsg.), Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen 1994.

Ders./Wolfgang Teubert, Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse/Hermanns/Teubert (Hrsg.), 1994, 10–28.

Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung (Hrsg.), Der öffentliche Sprachgebrauch. Bd. I: Die Sprachnorm-Diskussion in Presse, Hörfunk und Fernsehen. Bd. II: Die Sprache des Rechts und der Verwaltung. Bd. III: Schulen für einen guten Sprachgebrauch. Stuttgart 1980/81.

Dieckmann, Walther, Sprache in der Politik. Einführung in die Pragmatik und Semantik der politischen Sprache. 2. Aufl. Heidelberg 1975.

Ders., Politische Sprache. Politische Kommunikation. Vorträge, Aufsätze, Entwürfe. Heidelberg 1981.

Ders., Sprachkritik. Heidelberg 1993. (Studienbibliographien Sprachwissenschaft 3).

Ehlich, Konrad/Armin Koerfer/Angelika Redder/Rüdiger Weingarten (Hrsg.), Medizinische und the-

- rapeutische Kommunikation. Diskursanalytische Untersuchungen. Opladen 1990.
- Eppler, Erhard, Kavalleriepfeder beim Hornsignal. Die Krise der Politik im Spiegel der Sprache. Frankfurt/M. 1992.
- Fix, Ulla, „Gewendete“ Texte – „gewendete“ Textsorten. In: Heringer/Samson/Kauffmann/Bader (Hrsg.), 1994, 131–146.
- Foucault, Michel, Was ist Kritik? Berlin 1992.
- Gauger, Hans-Martin (Hrsg.), Sprach-Störungen. Beiträge zur Sprachkritik. München 1986.
- Glinz, Hans, Textanalyse und Verstehenstheorie I, II. Wiesbaden 1973/1978.
- Goeppert, Herma (Hrsg.), Sprachverhalten im Unterricht. München 1977.
- Greule, Albrecht/Ahlers-Liebel 1986: Germanistische Sprachpflege. Geschichte, Praxis und Zielsetzung. Darmstadt 1986.
- Grewendorf, Günther (Hrsg.), Rechtskultur als Sprachkultur. Zur forensischen Funktion der Sprachanalyse. Frankfurt/M. 1992.
- Grice, H. Paul, Logik und Konversation. In: Meggle (Hrsg.), 1979, 243–265.
- Grosse, Siegfried/Wolfgang Mentrup (Hrsg.), Bürger – Formulare – Behörde. Tübingen 1980.
- Dies. (Hrsg.), Anweisungstexte. Tübingen 1982.
- Guentherodt, Ingrid, Behördliche Sprachregelungen gegen und für eine sprachliche Gleichberechtigung von Frauen und Männern. In: LB 69, 1980, 22–36.
- Dies., Andozentrische Sprache in deutschen Gesetzestexten und der Grundsatz der Gleichbehandlung von Männern und Frauen. In: Mu 94, 1983, 271–289.
- Dies./Marlis Hellinger/Luise F. Pusch/Senta Trömel-Plötz, Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs. In: LB 69, 1980, 15–21.
- Haß, Ulrike, Interessenabhängiger Umgang mit Wörtern in der Umweltdiskussion. In: Klein (Hrsg.) 1989, 153–186.
- Haug, Wolfgang Fritz, Der hilflose Antifaschismus. Frankfurt/M. 1967.
- Hellmann, Manfred (Hrsg.), Bibliographie zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR. Düsseldorf 1976.
- Ders., Bibliographie zur Sprache und Kommunikation in den beiden deutschen Staaten und im vereinigten Deutschland. Mannheim 1995.
- Ders., Tendenzen der sprachlichen Entwicklung seit 1989 im Spiegel der Forschung. In: DU 40, 1997, 17–32.
- Hepp, Andreas/Rainer Winter (Hrsg.), Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse. Opladen 1997.
- Heringer, Hans Jürgen, Die Opposition von kommen und bringen als Funktionsverben. Düsseldorf 1968.
- Ders., „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort“. Politik – Sprache – Moral. München 1990.
- Ders., Das Stasi-Syndrom. In: Heringer/Samson/Kauffmann/Bader (Hrsg.), 1994, 163–176.
- Ders. (Hrsg.), Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen. 2. Aufl. 1988.
- Ders./Georg Stötzel (Hrsg.), Sprachgeschichte und Sprachkritik. Festschrift für Peter von Polenz zum 65. Geburtstag. Berlin/New York 1993.
- Ders./Gunhild Samson/Michel Kauffmann/Wolfgang Bader (Hrsg.), Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen 1994.
- Hermanns, Fritz, Brisante Wörter. Zur lexikographischen Behandlung parteisprachlicher Wörter und Wendungen in Wörterbüchern der deutschen Gegenwartssprache. In: Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): Studien zur nhd. Lexikographie II. Hildesheim/Zürich/New York 1982, 87–108.
- Ders., „Umwelt“. Zur historischen Semantik eines deontischen Wortes. In: Dietrich Busse (Hrsg.): Diachrone Semantik und Pragmatik. Tübingen 1991, 235–257.
- Ders., Linguistische Anthropologie. Skizze eines Gegenstandsbereiches linguistischer Mentalitätsgeschichte. In: Busse/Hermanns/Teubert (Hrsg.), 1994, 29–59.
- Ders., Deutsch und Deutschland. Zur Semantik deutscher nationaler Selbstbezeichnungswörter heute. In: Ludwig Jäger (Hrsg.), Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Weinheim 1995, 374–389. [1995a].
- Ders., Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. In: Andreas Gardt/Klaus J. Mattheier/Oskar Reichmann (Hrsg.), Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen – Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen 1995, 69–102. [1995b].
- Hoberg, Rudolf, Linguistik für die Öffentlichkeit. Wörter und Unwörter des Jahres. In: Karin Böke/Matthias Jung/Martin Wengeler (Hrsg.), Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Opladen 1996, 90–98.
- Hoffmann, Ludger (Hrsg.), Rechtsdiskurse: Untersuchungen zur Kommunikation in Gerichtsverfahren. Tübingen 1989.
- Holly, Werner, Politikersprache. Inszenierungen und Rollenkonflikte im informellen Sprachhandeln eines Bundestagsabgeordneten. Berlin/New York 1990.
- Hopfer, Reinhard, Vom Konsens zum Dissens. Diskursanalytische Untersuchungen zum Wandel des Sprachgebrauchs der CDU in der DDR im Herbst 1989. In: Busse/Hermanns/Teubert (Hrsg.) 1994, 124–142.
- Hughes, Robert, Political Correctness. Oder die Kunst, sich selbst das Denken zu verbieten. München 1995.
- Jäger, Ludwig/Bernd Switalla (Hrsg.), Germanistik in der Mediengesellschaft. München 1994.

- Jäger, Margret/Siegfried Jäger, Gefährliche Erbschaften. Die schleichende Restauration rechten Denkens. Berlin 1999.
- Jäger, Siegfried, Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. 2. Aufl. Duisburg 1999.
- Januschek, Franz (Hrsg.), Politische Sprachwissenschaft. Zur Analyse von Sprache als kultureller Praxis. Opladen 1985.
- Jung, Matthias, Öffentlichkeit und Sprachwandel. Zur Geschichte des Diskurses über die Atomenergie. Opladen 1994.
- Ders., Von der politischen Sprachkritik zur Political Correctness. In: SLWU 78, 1996, 18–37.
- Kämper, Heidrun/Hartmut Schmidt (Hrsg.), Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte. Berlin/New York 1998. (JiDS 1997).
- Kaltenbrunner, Gerd-Klaus (Hrsg.), Sprache und Herrschaft. Die umfunktionierten Wörter. München 1975.
- Keller, Rudi, Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens. Tübingen/Basel 1995.
- Kinne, Michael/Johannes Schwitalla, Sprache im Nationalsozialismus. Heidelberg 1994. (Studienbibliographien Sprachwissenschaft 9).
- Klein, Josef (Hrsg.), Politische Semantik. Bedeutungsanalytische und sprachkritische Beiträge zur politischen Sprachverwendung. Opladen 1989.
- Klemperer, Victor, LTI. Notizbuch eines Philologen. 3. Aufl. Halle 1957. Neuaufgabe Leipzig 1993.
- Korn, Karl, Sprache in der verwalteten Welt. München 1959.
- Krebs, Birgit, Sprachbehandlung und Sprachwirkung. Untersuchungen zu Rhetorik, Sprachkritik und zum Fall Jenninger. Berlin 1993.
- Lang, Ewald (Hrsg.), Wendehals und Stasi-Laus. Demosprüche aus der DDR. München 1990.
- Lorenz, Kuno, Elemente der Sprachkritik. Eine Alternative zum Dogmatismus und Skeptizismus in der analytischen Philosophie. Frankfurt/M. 1970.
- Mauthner, Fritz, Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 3 Bde. Frankfurt/M./Berlin/Wien 1901/2.
- Meggle, Georg (Hrsg.), Handlung, Kommunikation, Bedeutung. Frankfurt/M. 1979.
- Musolff, Andreas, Krieg gegen die Öffentlichkeit. Terrorismus und politischer Sprachgebrauch. Opladen 1996.
- Neuland, Eva, Jugendsprache. Heidelberg 1999. (Studienbibliographien Sprachwissenschaft 29).
- Nothdurft, Werner (Hrsg.), Schlichtung. Berlin/New York 1995. (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 5).
- Nussbaumer, Markus, Sprache und Recht. Heidelberg 1997. (Studienbibliographien Sprachwissenschaft 20).
- Opp de Hipt/Erich Latniak (Hrsg.), Sprache statt Politik? Politikwissenschaftliche Semantik- und Rhetorikforschung. Opladen 1991.
- Oschlies, Wolf, Wir sind das Volk. Zur Rolle der Sprache bei den Revolutionen in der DDR, Tschechoslowakei, Rumänien und Bulgarien. Köln/Wien 1990.
- Peyer, Ann/Ruth Groth, Sprache und Geschlecht. Heidelberg 1996. (Studienbibliographien Sprachwissenschaft 15).
- Polenz, Peter von, Funktionsverben im heutigen Deutsch. Sprache in der rationalisierten Welt. Düsseldorf 1963.
- Ders., Sprachkritik und Sprachnormenkritik. In: Heringer (Hrsg.), 1982, 70–93.
- Ders., Die Sprachkrise der Jahrhundertwende und das bürgerliche Bildungsdeutsch. In: SLWU 52, 1983, 3–13.
- Ders., Verdünnte Sprachkultur. Das Jenninger-Syndrom in sprachkritischer Sicht. In: Deutsche Sprache 17, 1989, 289–307.
- Ders., Die Sprachrevolte in der DDR im Herbst 1989. In: ZGL 21, 1993, 127–149.
- Ders., Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York 1999.
- Pusch, Luise F., Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik. Frankfurt/M. 1984.
- Dies., Alle Menschen werden Schwestern. Feministische Sprachkritik. Frankfurt/M. 1990.
- Reiher, Ruth/Rüdiger Läger (Hrsg.), Von „Buschzulage“ und „Ossinachweis“. Ost-West-Deutsch in der Diskussion. Berlin 1996.
- Sanders, Willy, Sprachkritikasterien und was der „Fachler“ dazu sagt. Darmstadt 1992.
- Schiewe, Jürgen, Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München 1998.
- Schlosser, Horst Dieter, Die deutsche Sprache in der DDR zwischen Stalinismus und Demokratie. Historische, politische und kommunikative Bedingungen. Köln 1990.
- Schmich, Walter, Sprachkritik – Sprachbewertung – Sprecherkritik. Diss. Heidelberg 1987.
- Schmid, Wilhelm, Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung. Frankfurt/M. 1998.
- Schmitz-Berning, Cornelia, Vokabular des Nationalsozialismus. Berlin/New York 1998.
- Schwinn, Horst, Linguistische Sprachkritik. Ihre Grenzen und Chancen. Heidelberg 1997. (Sammlung Groos 65).
- Searle, John R., Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen. Reinbek 1997.
- Sternberger, Dolf/Gerhard Storz/Wilhelm E. Süskind, Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Erweiterte Ausgabe. Hamburg/Düsseldorf 1968.

Stickel, Gerhard, Beantragte staatliche Regelungen zur 'sprachlichen Gleichbehandlung'. Darstellung und Kritik. In: ZGL 16, 1988, 330–355.

Stötzel, Georg/Martin Wengeler, Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin/New York 1995.

Straßner, Erich, Deutsche Sprachkultur. Von der Barbarensprache zur Weltsprache. Tübingen 1995.

Strauß, Gerhard/Ulrike Haß/Gisela Harras, 1989: Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch. Berlin/New York 1989.

Tannen, Deborah, Andere Worte, andere Welten. Kommunikation zwischen Frauen und Männern. Frankfurt/M./New York 1997.

Trömel-Plötz, Senta, Gewalt durch Sprache: Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt/M. 1984.

Dies., Vatersprache – Mutterland. Beobachtungen zu Sprache und Politik. 2. Aufl. München 1993.

Tucholsky, Kurt, Sprache ist eine Waffe. Sprachglossen. Hrsg. von Wolfgang Hering. Reinbek 1989.

Volmert, Johannes, Politischer Kommentar und Ideologie. Ein inhaltsanalytischer Versuch an vier frühen Nachkriegszeitungen. Stuttgart 1979.

Wimmer, Rainer, Überlegungen zu den Aufgaben und Methoden einer linguistisch begründeten Sprachkritik. In: Heringer (Hrsg.), 1982, 290–316.

Ders., Zur juristischen Fachsprache aus linguistischer Sicht. In: SLWU 81, 1998, 8–23. [1998a].

Ders., Politische Korrektheit (political correctness). Verschärfter Umgang mit Normen im Alltag. In: DU 3, 1998, 41–48. [1998b].

Ders. (Hrsg.), Sprachkultur. Düsseldorf 1985. (Jahrbuch 1984 des Instituts für deutsche Sprache).

Zifonun, Gisela, Sprachkritische Momente in der Grammatik. In: Hans Jürgen Heringer/Georg Stötzel (Hrsg.), 1993, 266–290.

Dies./Gerhard Strauss, Die Semantik schwerer Wörter im Deutschen. 2 Bde. Tübingen 1985.

Rainer Wimmer, Trier

146. Impulse der feministischen Linguistik für Sprachsystem und Sprachgebrauch

1. Feministische Sprachkritik im Deutschen
2. Sprechen über Frauen
3. Geschlechtstypisches Kommunikationsverhalten
4. Literatur (in Auswahl)

1. Feministische Sprachkritik im Deutschen

1.1. Vorbemerkung

Die Frauenbewegung ist gekennzeichnet durch radikale Kritik am gesellschaftlichen Status der Frau und breite Resonanz dieser Kritik. Im Kontext der feministischen Bewegung, und wie diese ausgehend von den USA, haben in Deutschland – mit Ausnahme der DDR – wie in vielen anderen Ländern Laiinnen, Linguistinnen und Schriftstellerinnen eine feministische Sprachkritik entfacht. Das Interesse richtet sich auch auf Sprache, weil sie als Teil und Ausdruck von Identität angesehen wird. Feministische Sprachkritik im engeren Sinne ist Kritik am Sprachbestand, Sprachbesitz im Spannungsfeld von *langue* – *parole* – Norm, gelegentlich auch Sprachfeminismus genannt (Stickel 1988, 331). Sie gilt

den fundamentalen Asymmetrien im Bereich der Personenbezeichnungen und wirft Fragen nach der Wortbildung – Movierung und Komposition –, dem Zusammenhang von Genus und Sexus, dem generischen Sprachgebrauch sowie nach den stilistischen und kommunikativen Regeln des referentiellen und prädikativen Gebrauchs von Personenbezeichnungen und den entsprechenden Pronomina – insbesondere der Kongruenz bei prädikativem Gebrauch – auf.

Frühestes Beispiel ist die viel diskutierte Ersetzung von *man* durch *frau*, eingeführt von Verena Stefan (1975) in ihrem Buch „Häutungen“. Linguistische Veröffentlichungen folgten seit 1978, v. a. von Ingrid Guentherodt, Marlis Hellinger, Luise Pusch und Senta Trömel-Plötz, die nach amerikanischem Vorbild gemeinsam Richtlinien gegen den sexistischen Sprachgebrauch und Forderungen nach nicht-sexistischer Sprache formulierten. Ab Mitte der 80er Jahre griffen PolitikerInnen zunehmend die Sprachkritik auf: Es begann eine Diskussion um die Umgestaltung von Gesetzestexten. Kein anderes Sprachproblem hat die deutschen Parlamente und die öffentliche Diskussion bisher mehr beschäftigt (zur Rezeption des Themas in den Printmedien vgl. Gorny 1995). Die feministische Sprachkritik ist ein aktuelles Beispiel von Sprach-